Aus meinem Leben

Erst in seinem letzten Lebensjahr nahm sich mein lieber Mann endlich die Zeit, um mit den Aufzeichnungen über sein eigenes Leben zu beginnen. Mit großem Eifer hatte er zuvor schon mancherlei Zeitentwicklungen von christlichen Werken, seiner Heimat und seiner Familie erforscht und auch schriftstellerisch festgehalten und nun endlich wollte er das auch mit der Aufzeichnung seines eigenen Lebensweges tun. Durch seinen schnellen Heimgang im Jahr 2000 konnte er dies leider nicht mehr zu Ende bringen.

Vor 8 Jahren habe ich dann den Versuch unternommen die Aufzeichnungen meines Mannes über sein Leben zu sammeln und zu ergänzen und habe mich nun auf Wunsch meiner Kinder entschlossen, diese in Druck zu geben. Mein aufrichtiger Dank gilt meinen Kindern, die meine Aufzeichnungen überprüft und korrigiert haben. Ganz besonders habe ich aber Frau Jutta Seliger zu danken, die sehr viel Zeit aufgewendet hat, um bei der Korrektur und der Gestaltung der Unterlagen mitzuwirken.

Weil dieses Büchlein für meine Nachkommen einen Blick in das Leben ihrer Voreltern geben soll, habe ich in der Anlage auch noch Berichte aus meinem eigenen Leben angefügt, die ich schon in früheren Jahren festgehalten hatte.

„Soli Deo Gloria“ - Allein Gott zur Ehre - Dies war der Wahlspruch meines gläubigen Urahnen „Johann Nicolaus Weber geb. 1719“, von dem uns bekannt ist, dass er durch den Dienst der Sendboten des Grafen Zinzendorf Christ wurde. Der Segen der Voreltern begleitet uns.

Mit großer Dankbarkeit an meinen himmlischen Vater ist dies auch mein Versuch, das was wir von seiner Liebe und Gnade in unserem Leben erfahren haben, zu seiner Ehre heute weiter zu geben.

Darmstadt-Arheilgen im Mai 2014

Ruth Diedrichs

Hier das Fragment seiner geplanten Biografie:

Es war ein heller Sommer-Sonnentag, als die in Miesterhorst stationierte Schwester Olga des Neuvandsburger Diakonissenhauses Elbingerode erkennen musste, dass Gott in seinem souveränen Handeln die Gebete seiner Kinder oft anders erhört, als sie es sich erdenken. Sie war im dortigen Gebiet für die Betreuung der Gemeinschafts- und Jugendbundarbeit eingesetzt. Wassensdorf war der am weitesten entfernt gelegene Ort, in dem sie auch eine Jugendbundstunde hielt. Es war eine Saat auf Hoffnung. Nun aber begann der HERR zu wirken und hatte die erste Frucht geschenkt.

Freudig überrascht darüber machte sie sich auf den Weg und radelte von ihrer Wohnung von Miesterhorst nach Wassensdorf, denn ihr Herz war voll, von dem, was sie gehört hatte. Sie musste darüber sprechen und betrat zielbewusst mein Elternhaus.

Wie immer schellte es an der Haustür beim Eintritt zweimal kräftig und im Hausflur stand Schwester Olga - noch erhitzt und abgemüht von der langen Radfahrt. Meine Mutter war von dem ungewohnten Zeitpunkt des Besuches überrascht und geleitete sie ins Zimmer. Aber noch im Flur stehend machte sie ihrem Herzen Luft: „Nun halte ich doch schon einige Jahre hier Jugendbundstunde, Frau Diedrichs, und habe für die Einzelnen, die kamen, intensiv gebetet, dass sie sich doch zum HERRN bekehren möchten; aber nichts hat sich gerührt. Aber an den Jüngsten, ihren Sohn Helmut, hatte ich wirklich nicht gedacht. Dass gerade er der Erste im Dorf wäre, der jetzt den HERRN findet, nein, das verstehe ich nicht. Gott hat mich tief beschämt. Seine Wege sind seltsam. Er hat nun mit Helmut den Anfang im Dorf gemacht und ich freue mich so sehr darüber.“

Nun, meine Eltern waren kirchlich fromm und gingen auch in die „Stunde“, aber das “neue Leben in Christus“ hatte noch niemand im Dorf. Und das Gebet der Schwester für die anderen Jugendlichen war nicht vergeblich. Später kamen auch sie zum Glauben und wie alles weiterging, darüber wird später ausführlich berichtet.

Zunächst aber möchte ich meine Heimat vorstellen:

Meine Heimat

Und die Erde war ein Chaos und der Geist Gottes war über den Wassern ....

1.Mose I,2

Mein Geburtsort Wassensdorf liegt nur etwa eineinhalb Kilometer nördlich der kleinen Stadt Oebisfelde in der Südwestecke der Altmark, die sich nach Osten bis zur Elbe erstreckt. Jenseits dieses Flusses befindet sich das Havelland mit seinen vielen Seen als Teil der Mark Brandenburg, von wo aus unter Friedrich dem Großen das Königreich und Land Preußen entstand.

Landschaftlich besonders gekennzeichnet ist meine Heimat durch den Drömling, an dessen Südrand Wassensdorf liegt. Es ist das Land zwischen der Aller, die in die Weser mündet, und der Ohre mit ihrem gesamten Strömungsgebiet als Nebenfluss der Elbe.

In alten Zeiten war diese Fläche ein Chaos aus Wasser und Land, was ein wenig an die Schöpfungsgeschichte in der Bibel erinnert. Aber doch lag Gottes gnädiges und gütiges Walten darüber und im Laufe der Geschichte entstand hier ein grünendes und blühendes Land und es regte sich an allen Enden. Und Gott schuf auch hier durch seinen Geist neue Menschen in Christus Jesus zur Gestaltung in sein Bild, denn ist jemand in Christus, so ist er eine Neuschöpfung, weil das Alte vergangen und alles neu geworden ist (2. Kor. 5,17).

Ursprünglich hatte die Ohre zwischen Jahrstedt bis etwa Calvörde auf ca. 25 km Länge kein Bett. Weithin war hier das Land mit Wasser bedeckt, rundum begrenzt durch sandige Erhebungen, den Moränen aus der Eiszeit. Im Süden reichte das Wassergebiet zwischen Vorsfelde und Grafhorst bis an die Aller. Über einige Jahrhunderte entstand hier dann durch ständiges Entstehen und Vergehen der Pflanzen und Bäume ein fast unwegsames Moorgebiet, durch das beständig das Wasser der Ohre durchsickern musste. Nur einige Erhebun.....

soweit der Entwurf

In seinem Buch: „Wassensdorf und das Ländchen“ erklärt er dazu weiter:

„Hier blieben die Schmelzwasser der Eiszeit fast stehen, wodurch sich eine dichte Ton- und Lehmschicht und kleiartige Erde ablagerten.....Am 28.4.1770 gab Friedrich II. von Preußen den Auftrag den Drömling zu entwässern, um ihn urbar zu machen.....

Zur Entwässerung wurden der Friedrichs- und der Wilhelmkanal gebaut. Viele Wiesen und fruchtbares Ackerland wurde dadurch gewonnen und das Moor wurde hauptsächlich für Heizzwecke abgetragen.“

Es ist verständlich, dass diese Gegend nun von der Landwirtschaft gekennzeichnet war.

Auch Wassensdorf war ursprünglich eine reine Bauernsiedlung und Helmut kam als 3. Sohn einer Bauernfamilie am 19. November 1911 dort zur Welt. Über dem Leben seiner Eltern lagen zu dieser Zeit dunkle Schatten. Die Mutter war schwer lungenkrank und musste die Versorgung ihres Jüngsten ganz in die Hände ihrer Schwester geben. Als dieser 3 Jahre alt war, zog der Vater in den ersten Weltkrieg und die Großeltern versorgten mit Hilfe von Knecht und Magd das Haus und die Landwirtschaft. Das geschah unter unsäglichen Mühen und oft unter Tränen. Schon früh mussten auch die Kinder in der Landwirtschaft mithelfen und ihre Freizeit fanden sie dann beim Kühe hüten auf der Weide. Das war Zeit zum Träumen und Entspannen.

Der Vater

Helmuts Vater, Hermann Diedrichs sr., kehrte 1918 unverwundet aus dem 1. Weltkrieg zurück. Seine Frau hatte mit den Kindern jeden Tag für ihn gebetet und Gott hatte ihr Gebet erhört. Mit großem Eifer brachte er die Landwirtschaft wieder voran. Seine Liebe gehörte der Viehzucht, und er machte sich einen Namen als Pferdezüchter. Ein Zuchtbulle, Kühe, Rinder und Schweine standen im Stall und wurden mit Liebe gebürstet und gepflegt. Auch die Gänsezucht trug zum Lebensunterhalt bei.

Die Kindheit des Vaters war nicht leicht. Schon mit 16 Jahren war er Vollwaise und war deshalb überaus froh, als er später endlich mit seiner jungen Frau in der Familie seiner Schwiegereltern eine ersehnte Heimat fand. Dies führte zu einer guten Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Er war ein sehr gütiger Mann, der seine Kinder streng, aber mit Liebe erzog. Er konnte aber auch sehr zornig werden, was er als er zum Glauben kam, weitgehend ablegte. Trotz seiner Willensstärke ließ er sich gerne beraten.

Hermann (64) und Ida (56) Diedrichs - 1944

Die Mutter

Ida, Helmuts Mutter, war eine geachtete Bäuerin, die trotz vieler Krankheiten das Hauswesen hervorragend in Ordnung hielt. Sie hatte eine kreative Begabung und legte großen Wert auf eine gepflegte äußere Erscheinung, auch bei ihren drei Söhnen. Unglaublich viele Handarbeiten hat sie gefertigt, über 50 Herrenhemden selbst genäht und auch Kleider und ganze Anzüge für ihre Kinder angefertigt. An den Abenden hat sie ungezählte Socken und Strümpfe gestrickt, wie auch Jacken aus selbst gesponnener und gefärbter Wolle. An neuen Ideen hat es ihr dabei nie gefehlt. (Anmerk. d. Verf: Seine kreative Begabung und den Ideenreichtum hat mein Mann mit Sicherheit von seiner Mutter erhalten). Durch ihre warmherzige Art war sie überall beliebt.

Das Familienleben

Der Hof, den Helmuts Eltern übernahmen, war ziemlich heruntergewirtschaftet und es waren nur noch 60 Morgen Acker vorhanden. Auch mussten neue Wirtschaftsgebäude gebaut und Maschinen angeschafft werden. Die meisten Arbeiten auf dem Acker wurden noch in Handarbeit erledigt. Das bäuerliche Leben war sehr hart und entbehrungsreich. An Urlaub war nicht zu denken, und die tägliche Arbeitszeit betrug oft 12 - 14 Stunden. Hermann (der Vater) erzählte, dass bei seiner Heirat an eine Hochzeitsreise nicht zu denken gewesen sei, vielmehr musste er schon am nächsten Morgen auf den Acker, um den überfälligen Klee zu mähen.

In dieser Zeit wurde das Korn noch mit der Sense gemäht. Hoch auf dem schwankenden Erntewagen nachhause zu fahren war allerdings ein besonderes Erlebnis. Das Korn wurde bei Bedarf auf der festen Lehmdiele der Scheune schon am frühen Morgen zu Viert mit Dreschflegeln ausgedroschen.

Noch bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg trug man, um Schuhwerk zu sparen, bei der Arbeit auf dem Bauernhof die aus alter Zeit üblichen Holzpantoffeln. Die Kinder (und so auch Helmut in den ersten Jahren) gingen damit auch zur Schule.

Den Speiseplan beherrschte die Kartoffel. Jeden Abend gab es Pellkartoffeln. Die Tischsitten waren bis in die Zeit nach dem ersten Weltkrieg noch sehr einfach. Ein weißes Laken wurde auf dem Tisch ausgebreitet, die Pellkartoffeln darauf geschüttet und ringsum eine Pfanne mit Stippe verteilt. Die Stippe bestand meist aus einer Soße aus gebratenen Speckwürfeln mit Salz, zeitweise mit Zwiebeln, Mehl oder Sahne variiert. Mitunter gab es auch Rapsöl - roh oder gebraten - mit Salz und Zwiebeln. Jeder pellte seine Kartoffeln, zerteilte sie und stippte sie mithilfe der Gabel in die Pfanne. Zum Schluss gab es meist eine Satte (Schüssel) Dickmilch, überstreut mit Zucker, die gemeinsam leer gelöffelt wurde.

Wenn auch auf vielerlei Weise überall gespart wurde, so lag Hermann die Ausbildung seiner Söhne doch besonders am Herzen. Die beiden ältesten Söhne schickte er zur Weiterbildung auf eine Landwirtschaftliche Schule, was sicher eine gute Entscheidung war, da beide später größere Höfe bewirtschafteten und auch in der Viehzucht beachtenswerte Erfolge erzielten.

Im Alltag wurde untereinander Plattdeutsch gesprochen, für Außenstehende schwer verständlich. Manche Ausdrücke erinnern an die englische oder holländische Sprache. Aber mit den Kindern sprach man gutes Hochdeutsch, ähnlich wie im benachbarten Hannover. Diese klare Ausdrucksweise kam Helmut später in seinem beruflichen Leben und auch bei seinen Gemeindediensten und Predigten sehr zugute.

Der sonntägliche Kirchgang in die Nachbarstadt Oebisfelde, zu Fuß oder auch mit der Kutsche, war die Regel. Bei dieser Gelegenheit wurde auch oft eingekauft. Als dann später in Wassensdorf selbst eine kleine Landeskirchliche Gemeinschaft entstand, besuchte man auch diese Zusammenkünfte.

Was die weiteren Vorfahren betrifft, so war es für Helmut von besonderer Wichtigkeit, was er nach deren Tod von einem Jugendfreund seiner Urgroßeltern väterlicherseits erfuhr. Dieser berichtete, dass beide Urgroßeltern gläubige Christen waren. Sie gingen damals in die Versammlungen der Brüdergemeinde und trafen sich regelmäßig mit der Mutter dieses Freundes zum Gebet. Helmut fand in dieser für ihn Jahrzehnte später erfahrenen Tatsache auch eine Erklärung dafür, dass gerade er als erster im Dorf zum Glauben an Gott fand. Er sah darin den Segen Gottes von den Urgroßeltern her.

Die Kindheit

Wie schon erwähnt, war seine Kindheit von der Not der Nachkriegszeit und der Erkrankung der Mutter gekennzeichnet. Doch da waren die Großeltern mütterlicherseits, die im Haushalt lebten. Sie hatten ihre Gastwirtschaft und ihr bäuerliches Anwesen aufgegeben und brachten ihre ganze Arbeitskraft in den Haushalt und den Hof der Kinder ein. Auch wurde Helmuts Mutter nach einigen Jahren ganz gesund und die drei Jungen wuchsen in einem harmonischen Familienleben auf. Hinter dem geräumigen Haus waren die Stallungen, die Scheune und gleich dahinter das freie Feld mit Garten, Wiesen und Äckern. Besonders die Scheune bot immer wieder einen begehrten Platz zum Spielen und Verstecken. In dem kleinen Dorf gab es nur eine Zweiklassen-Schule, die Helmut und seine Brüder bis zum Abschluss absolvierten.

Martin (83) – Hermann (84) – Helmut (79)

Schon früh wurde Helmuts Liebe zur Technik deutlich. Als er, noch Kleinkind, zu Weihnachten einen Ackerwagen mit Pferden erhielt, waren für ihn die Räder des Wagens am wichtigsten. Er stellte den Wagen auf den Kopf, wickelte 2 Räder mit einem Gummiband zusammen, und freute sich, dass sich beide Räder miteinander drehten. An einem Weihnachtsfest drängelte er die Eltern so lange mit seinen Bitten, bis sie ihm den ersehnten Stabilo-Metallbaukasten kauften. Noch während er zur Volksschule ging passierte es einmal, dass die in die Scheune eingebaute Dreschmaschine ihren Dienst versagte und die Arbeiter ziemlich ratlos erst einmal beim Vesper saßen, während sich Helmut heimlich in die Scheune schlich und sich den Schaden besah. Er überlegte und probierte und brachte die Maschine wieder zum Laufen, was alle überraschte und froh aufhorchen ließ, denn jetzt konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden.

So erkannten auch Helmuts Eltern die Begabung ihres Sohnes und sie entschlossen sich, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn auf die Aufbauschule nach Weferlingen zu schicken, wo er das Gymnasium nachholen und Hochschulreife erwerben konnte. Das bedeutete allerdings, sich frühmorgens zu Fuß auf den Weg in die Nachbarstadt Oebisfelde machen, um von dort mit dem Zug nach Weferlingen zu fahren. Später kam er dort in einer Privatpension mit zwei weiteren Schülern in einem Zimmer unter. Viel Luxus gab es auch dort nicht. Das Schlafzimmer war ungeheizt und das Wasser in der Waschschale im Winter oft mit Eis bedeckt. Aber auch die Wanderungen morgens zum Zug nach Oebisfelde im Winter, wenn der Schnee noch nicht geräumt war, waren vorher auch kein Vergnügen gewesen.

Elternhaus - Straßenseite

Elternhaus – Hofseite, li das Seitengebäude mit Aufgang zum Gemeinschaftssaal. Wurde während der DDR-Zeit für Konfirmanden- und Religionsunterricht genutzt.

Der Anfang in der Nachfolge Jesus Christus

In diese Zeit fiel das eingangs erwähnte Erlebnis seiner Bekehrung zu Gott, das seinem Leben völlig und für immer eine neue Richtung gab. Da Wassensdorf eine sehr kleine Siedlung mit nur ca. 400 Einwohnern war, wurde es von der Kirche der Nachbarstadt Oebisfelde mitbetreut. Eine Schwester des Elbingeroder Mutterhauses bemühte sich treu um die Seelen des Ortes und hatte in einigen Häusern Eingang gefunden. Sie kehrte auch bei ihren sporadischen Besuchen gelegentlich im Haus von Helmuts Eltern ein. Als dann in der benachbarten Kirche eine Evangelisation mit dem gesegneten Prediger Liebchen stattfand, gingen auch mehrere Wassensdorfer Familien hin. Auch Helmut hörte mit großer Aufmerksamkeit die Worte der Predigt und bewegte sie in seinem Herzen. Da er schüchtern war, wagte er es aber nicht, dem Aufruf des Predigers zur Bekehrung und zur Aussprache zu folgen. Doch er war von den Worten des Evangelisten so erschüttert und einige Tage so verändert und bewegt, dass seine Mutter eine Erkrankung befürchtete und in Angst um ihn mit dem Fieberthermometer kam. Als sie sich keinen Rat mehr wusste, fragte sie ihn schließlich, ob es das sei, dass er sich bekehren wolle. Als er das bejahte, bat sie den Prediger um einen Besuch. Es war dann das Kapitel 53 aus dem Jesajabrief, welches dieser mit ihm las und das ihm wie ein Blitz, so äußerte er sich später, die Gewissheit ins Herz gab, dass er nun ein Gotteskind war. Dieses Erlebnis war tief greifend und begleitete ihn sein ganzes Leben - die frohe Gewissheit der Gotteskindschaft.

In der Aufregung hatte er ganz vergessen, dem Seelsorger ein wichtiges Ereignis zu beichten. Und Gott legte den Finger auf diese Sache, die er noch zu ordnen hatte. So berichtete er später von einem Erlebnis, das er eines Tages beim Entspannen auf der Wiese hatte. Er spürte das Reden des Geistes Gottes deutlich in seinem Herzen, dieser erinnerte ihn an die Bonbons, die er beim Einkauf in dem kleinen Laden des Dorfes mitgenommen hatte. Er sah in einer Vision die Händlersfrau genau vor sich, wie sie mit zwei Wassereimern über die Dorfstraße ging und erhielt den Auftrag, zu ihr zu gehen und die Sache in Ordnung zu bringen. Noch ganz befangen von dieser Stimme, machte er sich auf, um das hinter sich zu bringen. Und wirklich, wie er es gesehen hatte, kam diese Frau ihm mit den Wassereimern entgegen. Davon war er so überrascht, dass er den Mut verlor und wieder nach Hause ging. Danach, so berichtete er noch viele Jahre später, „hatte er die Hölle im Herzen“ bis er sich aufmachte, in den Laden ging und der Frau diesen Diebstahl bekannte. Diese hatte viel Verständnis und tröstete ihn darüber und der Friede und auch Freude kehrten in sein Herz zurück.

Dieser tiefgreifende Beginn seines Glaubenslebens mit Gott hatte sein Leben so verändert, dass selbst der Direktor des Gymnasiums, das er damals besuchte, zu ihm kam und ihn nach dem Grund seiner Veränderung fragte. Aus einem schüchternen zurückgezogenen Jungen, war ein mutiger Bekenner geworden. Es war ihm nun ein großes Anliegen, dass noch viele Menschen von der Erlösung durch Jesus Christus erfuhren. Er verteilte eifrig Traktate, die den Menschen den Weg zum Glauben zeigten. Vielfach tat er das auf dem Weg zur Schule in der Eisenbahn, auch wenn ihm das mitunter Spott und Verachtung eintrug. Wie sehr es ihm darum ging, dass noch mehr Menschen die Erlösung durch Jesus Christus erfuhren, geht aus einem von ihm im Dezember 1994 festgehaltenen Zeugnis hervor, das ich hier einfüge:

„Eines meiner glücklichsten Weihnachtsfeste erlebte ich während meiner Gymnasiumszeit in Weferlingen. Ich durchlief gerade die Untertertia und hatte nach langen inneren Kämpfen zum Glauben an Jesus Christus gefunden. Das hatte mein Leben verändert. Wie ein Strom war der Friede Gottes in mein Herz hineingekommen und die Freude der Erlösung wirkte in mir die Empfindung, als lebte ich in einer ganz anderen Welt.

Mein Herz war so voll, dass es mich drängte dieses Erleben bis in alle Einzelheiten in ein Buch auf vielen Seiten niederzuschreiben, ebenso wie die aus der tiefen Glaubenserfahrung erwachsenen Gedichte. Mit Bedacht hütete ich diese Niederschrift als mein Geheimnis.

Zu dieser Zeit wohnte ich mit zwei anderen Mitschülern in einer Pension. Für diese empfand ich nun eine große innere Last. Aber wie konnte ich ihnen helfen und ihnen Gottes Liebe begreiflich machen? Das war meine große Sorge, und ich wusste keinen Weg. Zwar gab ich ihnen immer wieder von den Traktaten „Freiheit und Kampf“ des weißen Kreuzes, die ich damals in Weferlingen und während der Bahnfahrten verteilte; aber da gab es keine Reaktion. Immer wieder betete ich für Gustav und Hermann. Es waren nur noch zwei Monate bis Weihnachten und im Bewusstsein meiner Unfähigkeit wandte ich mich zu Gott. Immer wieder bestürmte ich ihn: „Herr, gib mir diese beiden Kameraden als Gotteskinder, sonst habe ich keinen Wunsch zum Weihnachtsfest“. In kindlicher Einfalt erwartete ich, dass er das gewiss tun würde.

Als das Weihnachtsfest näher kam, fiel mir auf, dass Gustav so traurig aussah, und ich fragte ihn: „Du bist so traurig, was ist mit dir los?“ Da bekannte er, dass er neugierig geworden war, was ich immer so eifrig zu schreiben hätte, und dass er dann heimlich meine Niederschrift gelesen habe. Jetzt war es ihm ein tiefes Bedürfnis, auch gerettet zu werden. Gott hatte ihn gerufen, und er hatte verstanden. Wir knieten zusammen nieder, und er bekannte seine Schuld und nahm das Heil in Christus an. Fortan lasen wir täglich die Bibel

gemeinsam und tauschten uns darüber aus. Wir taten das immer zu den Zeiten, wenn Hermann seine langen Spaziergänge unternahm. Doch bald entdeckte er uns beim Bibellesen, und zu unserer Überraschung bat er uns: „Lasst mich doch auch teilhaben". Er erzählte uns dann, dass er nach dem Lesen des letzten Traktates, das ich ihm gegeben hatte, auch sein Leben Gott übergeben hätte. Unsere Freude war übergroß, und nun hielten wir zu Dritt unsere „Jugendbundstunde". Dass auch Hermanns Entscheidung echt war, erwies sich bald sehr deutlich. Sein Bekennermut war ohne Furcht. So sehe ich ihn noch heute vor mir, wie er, umringt von den Klassenkameraden, ein Traktat an der Klassentür (beidseitig lesbar) befestigte. Mit seinen buschigen Haaren und seiner stämmigen Gestalt erinnerte er mich an Luther, wie dieser damals die Thesen an die Kirchentür schlug. Dabei schien es ihm nichts auszumachen, dass er darüber verspottet aber auch bewundert wurde. Die Klassenkameraden nannten ihn von diesem Zeitpunkt an nur noch „Moses". Doch daran hat er sich nie gestört. Durch diese Gebetserhörung erlebte ich mein schönstes Weihnachtsfest, das mit Dank und Anbetung gefeiert wurde. Noch heute muss ich staunen über die Treue Gottes, der meine kindlichen Erwartungen nicht enttäuscht hatte."

Auch in Wassensdorf setzte sich das Wirken des Geistes Gottes kräftig fort. Einige Bauersfamilien kamen ebenfalls zum Glauben; auch Helmuts ältester Bruder Hermann. Er war ein guter Tänzer, und statt auf den Tanzboden zu gehen, besuchte er nun die Jugendbundstunden und auch die Bibelstunden und setzte sich später als Laienprediger ein. Auch die Eltern und Großeltern fanden bald zum lebendigen Glauben. Der Mutter schenkte Gott eine besondere Gnade, er erschien ihr bei ihrer Tätigkeit auf dem Acker als ein helles Licht und sprach zu ihr. Innerhalb weniger Jahre entstand in Wassensdorf ein reges geistliches Gemeindeleben, das im Umkreis bekannt wurde. Die Bauern stellten gerne von ihrem Erntesegen bereit, was für die Versorgung der Konferenzen, die viele Jahre für den ganzen Gemeinschaftsverband in Wassensdorf stattfanden, gebraucht wurde.

Folgende Schilderung aus einem Bericht des dortigen Verbandsvorsitzenden Eisner, gibt einen Einblick in das rege Gemeindeleben des kleinen Dorfes**.** Der Bericht bezieht sich auf die Verbandskonferenzen des Bezirks Neuhaldensleben und Altmark, die nach der geschilderten Evangelisation ihren Anfang in Wasssensdorf nahmen.

„….Die Frage der Verpflegung wurde immer entscheidender. Da erbot sich der inzwischen erfreulich nach innen und außen erstarkte Geschwisterkreis in Wassensdorf, den großen Kreis der Brüder für eine Woche unterzubringen und (ohne Marken) zu verpflegen. Die lieben gläubigen Bauern und alle Geschwister stellten sich nun in jedem Jahr ganz bewusst auf diese Brüdertagung ein. Diese Tagungen waren Bestandteil ihrer Reichgottesarbeit.

Erstmalig waren wir in Wassensdorf. Die uns entgegengebrachte Liebe und ihr Opfer an Kraft und Zeit, 9 Jahre hintereinander, bleibt uns Brüdern unvergessen. Wie besonders liebenswerte Kinder wurden wir behandelt, betreut und gefüttert. Manchmal ging die Liebe fast zu weit. Aber die Geschwister genossen auch in reichem Maße den Segen der Gemeinschaft in ihren Häusern, sowie an jedem Abend, da immer zwei der Brüder Evangelisationsansprachen in einem Gasthofsaale hielten, wozu öffentlich eingeladen wurde. Es sang an jedem Abend ein von den Brüdern selbst zusammengestellter Brüderchor, der in seiner kraftvollen Art sehr ansprach. So half die junge Wassensdorfer Gemeinschaft, dass wir den vollen Segen der Brüdergemeinschaft genießen und in voller Ruhe und ganz unbeschwert unsere wichtigen Besprechungen tätigen durften. Infolge des Krieges wurden unsere regelmäßigen Tagungen jäh unterbrochen."...

Das Studium in Magdeburg

Mit großer Freude begann Helmut 1934 endlich sein Studium an der Höheren Technischen Staatslehranstalt für Maschinenwesen in der Landeshauptstadt Magdeburg. Ein einfaches Zimmer dort war bald gefunden und in der Landeskirchlichen Gemeinschaft fand er gute Freunde, so dass er rasch heimisch wurde. Schon bald wurde ihm die Arbeit mit den Jugendlichen übertragen, was seine Freizeit sinnvoll füllte. Zu dieser Zeit (er war bereits 23) brachte ihm sein Vater sein erstes Fahrrad, so konnte das Geld für die notwendigen Fahrten gespart werden.

Als wir 1995 ca. 50 Jahre später der Einladung einiger Freunde von damals folgten, und an der Einweihung ihres neuen Gemeinschaftshauses teilnahmen, wurden noch manche Erinnerungen wach. Etwa, dass Helmut mit seiner Jugend am Sonntagmorgen durch die Straßen Magdeburgs gezogen war und sie miteinander mutig Glaubenslieder sangen. Das hätte sie damals, in der Zeit des Nationalsozialismus, in große Schwierigkeiten bringen können. Aber Gott hielt seine Hand über ihnen. Dankbar durften wir miterleben, wie Gott in der Gemeinschaft dort, nach den großen Belastungen, die die Zeit der russischen Besatzung mit sich gebracht hatte, Neues in Magdeburg wirkte, und wie eine blühende Gemeindearbeit mit einem schönen neuen Grundstück an der Elbe entstanden war.

Der berufliche Werdegang

Doch zurück zu Helmuts Magdeburger Studienzeit. Sie wurde zwischendurch für ca. 2 Jahre zu praktischen Einsätzen in verschiedenen Fabriken unterbrochen, die er in Gardelegen, Salzwedel und am Schluss wieder in Magdeburg absolvierte. Nach Abschluss seines Studiums fand er auch gleich dort einen Arbeitsplatz als Konstrukteur bei Schäffer und Buddenberg. Obwohl er nur 4 Monate blieb, brachte er dort schon seine erste Erfindung mit der Neukonstruktion eines Magnetventils zur Patentreife.

Da er sich bei der damaligen Reichsbahn bessere Zukunftsaussichten versprach, trat er 1935 in die gehobene mittlere Beamtenlaufbahn ein. Damit begann für ihn wieder eine weitere Fortbildung (unter anderem machte er nun auch seinen Führerschein als Lokomotivführer).

Die Zeit bei der Reichsbahn verlangte von ihm Bereitschaft zur Mobilität. So galt es wiederholt umzuziehen: über Göttingen, Paderborn, Frankfurt M.-Nied, bis zuletzt nach Darmstadt. Fast an allen Orten arbeitete er gleich in der Jugend- und Gemeindearbeit mit und fand auch meist eine Wohnung in diesen Kreisen. Da ist manche Freundschaft bis in die Zeit unserer Ehe geblieben. In Darmstadt konnte er dann seine Ausbildung bei der Bahn mit der Ernennung zum ap. technischen Reichsbahninspektor abschließen. Weil er jedoch als Beamter und Christ den starken weltanschaulichen Druck der nationalsozialistischen Regierung nicht mehr aushalten konnte, wechselte er schon wenig später (1938) wieder in die Privatindustrie zur Firma Merck in Darmstadt. Dort war er als Assistent des Betriebsleiters für die Ausbildung der Lehrlinge verantwortlich und später Leiter und Lehrer der Werksschule.

Inzwischen war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen und schon nach zwei Jahren bei Merck wurde er im August 1941 zum Militärdienst und zur Ausbildung in Darmstadt einberufen. Nach acht Monaten wurde er von dort zur I.G. Farbenindustrie nach Ludwigshafen/Rh. dienstverpflichtet, um beim Aufbau eines Dehydrierwerkes („Buna II“) zur Erzeugung von künstlichem Benzin mitzuhelfen. So unterstand er zwar noch der Wehrmacht, war aber Zivilist, und für die Dauer seines Einsatzes unabkömmlich, das hieß „U.K. gestellt“ = vom Wehrdienst befreit.

Eine schmerzliche Enttäuschung

Nachdem Helmut durch seinen langen beruflichen Werdegang schon mit 15 Jahren das Elternhaus verlassen, und bis er endlich in Darmstadt angekommen war, bereits zehnmal seinen Wohnsitz gewechselt hatte, sehnte er sich nach einer eigenen Familie und einem eigenen Heim. Auch seine Eltern drängten ihn und sorgten sich deshalb. Seine Patentante, die er sehr liebte, weil sie ihn als Kind während der Krankheit der Mutter betreut hatte, wusste Rat. Sie machte ihn mit einer Nichte ihres Mannes aus einem großen Bauernhof in der Nachbarstadt bekannt und es kam, während er seine Ferien wie gewöhnlich bei seinen Eltern verbrachte, zur Verlobung. Schon bald erkannten beide, dass es zu wenig Gemeinsamkeiten und Grundlagen für eine glückliche Ehe gab und sie trennten sich nach kurzer Zeit wieder. Helmut hat nicht gerne darüber gesprochen.

Darmstadt

Als Helmut gegen Ende 1937 nach Darmstadt kam, fand er seine geistliche Heimat in der Stadtmission Darmstadt, Merckstraße, wo er sich mit seinen Gaben in der Gemeinde- und der Jugendarbeit voll einbrachte. Es machte ihm Freude, die Leitung der Jungschar verantwortlich zu übernehmen. Zu dieser Zeit kamen die ersten Filmapparate für Privatverbraucher zum Einsatz. Das wurde bald sein Hobby und machte natürlich allen Spaß, wenn sie bei ihren Unternehmungen gefilmt wurden. Leider gingen diese Zeitzeugen beim Fliegerangriff in Ludwigshafen verloren.

Doch nun endlich kam die Zeit wo wir uns zum ersten Mal sahen. Da ich von unserer Jugend einmal gebeten wurde, davon zu berichten, füge ich dieses Zeugnis von damals hier ein.

Du hast mein Leben so reich gemacht, ,
all meinem Sehnen Erfüllung gebracht.

Mein Leben mit Helmut

Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. 1.Mose 2,18

Gerne will ich aus unserem Eheleben berichten. Gott hat uns in unserer Ehe ein reich gesegnetes Miteinander geschenkt. Als ich wenige Wochen vor Helmuts Heimgang mit ihm über das Gelingen unserer Ehe sprach, war seine Antwort: „**Das war nicht unser Verdienst, sondern allein Gottes Gnade.“** Nur unter diesem Blickpunkt und zum Ruhm der großen Gnade und Barmherzigkeit Gottes soll dieser Bericht verstanden werden.

Weil der tiefste Grund einer glücklichen Ehe in der Gewissheit der Führung und des Willen Gottes zu dem Lebenspartner besteht, will ich etwas weiter ausholen und darüber berichten, wie Gott uns zusammenführte.

In einem christlichen Elternhaus aufgewachsen, erlebte ich anschaulich wie Gott eine Ehe segnet und wie er, auch wenn es mal zu Spannungen kam, wieder Vergebung wirkt und wie er letztlich meinen Eltern bis ins hohe Alter die gegenseitige Liebe und Verbundenheit erhalten hat. Zu meiner Jugendzeit war die Ehe noch im Allgemeinen ein heiliges Gut und Ehescheidungen waren damals eine Katastrophe und sehr selten.

Zu dieser Zeit waren gläubige Männer nicht sehr zahlreich zu finden. Als ich 17 Jahre alt war, begann der Zweite Weltkrieg und auch viele gläubige junge Männer starben den Heldentod. So waren die Aussichten auf einen gläubigen Ehepartner für mich eher gering. Ich schützte meine Gefühle damals und verlautete meist, dass ich ja eigentlich gar nicht heiraten wolle. Doch innerlich sah es ganz anders aus und mein Gebet durch viele Jahre hindurch war immer wieder, dass Gott mir doch einen gläubigen Mann geben möchte. Mit einem ungläubigen Mann wäre ich niemals eine Verbin-

dung eingegangen. Das stand für mich fest; so wurden wir auch in den Jugendbundstunden oder der Gemeinschaft, die ich regelmäßig besuchte, unterwiesen.

Als ich 16 Jahre alt war, bin ich Helmut zum ersten Mal begegnet, das heißt eigentlich habe ich ihn nur gesehen. Das war auf einem Jugendtreffen in Da-Eberstadt. Dort gab er eine kurze Ergänzung zur Wortverkündigung und berichtete aus seinem Leben und über seine Erfahrungen mit Gott. Er tat das in so überzeugender Weise mit einem strahlenden Gesicht, dass ich tief beeindruckt war und in meinem Herzen dachte, so wünschte ich mir einen Lebenspartner, der würde stark genug sein, mich in meinem schwachen Glauben zu stützen; mit solch einem Mann würde ich gerne durchs Leben gehen. Wir Arheilger hatten aber mit dem Darmstädter EC, zu dem er gehörte, wenig Kontakt. Vielleicht habe ich ihn noch zweimal flüchtig gesehen. Er war inzwischen für kurze Zeit Soldat geworden und wurde bald von dort als „unabkömmlich“ nach Ludwigshafen geschickt. So blieb er für mich für fünf Jahre verschwunden.- In dieser Zeit waren zwei gläubige junge Männer mit der Anfrage auf eine feste Verbindung an mich herangetreten. Obwohl ich sie schätzte, hatte ich aber nicht die innere Freiheit ihnen ein „Ja“ zu geben. Vielleicht, weil ich immer noch meinen „Idealmann“ im Hinterkopf hatte.

Helmut und ich begegneten uns erst im letzten Kriegsjahr auf einer EC- Tagung in Heidelberg wieder. Weder er noch ich waren vorher oder auch später noch einmal dort in diesem Kreis, aber an diesem Nachmittag waren wir beide da. Wir sahen einander und grüßten uns am Schluß der Veranstaltung. Das war im Herbst 1943.

Zum Jahreswechsel erhielt ich dann überraschend einen Kartengruß und im Mai kam er zum ersten Mal nach Arheilgen, anlässlich einer EC-Tagung. Noch in gleichen Monat lud er mich zum Pfingstfest in sein Elternhaus ein. Das war ca. 400 km entfernt und es war in der letzten Kriegszeit, wo das Reisen bereits gefährlich war. Auf den Rat meiner Mutter bin ich mitgefahren. Sie meinte, um in meiner Entscheidung sicher zu sein, wäre es gut, sich das Elternhaus anzusehen. Ein guter Rat! Nun, das Ergebnis war positiv. Ich fand liebe künftige Schwiegereltern und war zum ersten Mal auf einem größeren Bauernhof. Ich fühlte mich wohl. Schon nach einem Monat - wir hatten uns 5 mal an den Sonntagen getroffen - verlobten wir uns. Noch im gleichen Monat musste Helmut wieder Soldat werden.

Inzwischen gab es in der Verwandtschaft starke Bedenken. Ein Schwager meinte immer wieder, das könne ja nach einem solch kurzen Kennenlernen nie gut ausgehen. Wir aber waren uns unserer Sache sicher und Helmut gestand mir später, dass er schon in der Darmstädter Zeit ein Auge auf mich geworfen hätte, nur war ich damals erst 16.

Bevor er dann zum Fronteinsatz kam, heirateten wir und ich hörte ein knappes Jahr nichts mehr von ihm. Er war bald in Gefangenschaft gekommen, aus welcher er dann in einer abenteuerlichen Flucht wohlbehalten wieder nach Hause kam.

Nun erst lernten wir uns richtig kennen. Ich muss gestehen, dass ich im ersten Ehejahr manches erst an ihm zu verstehen und kennen zu lernen hatte. Ich war ja nur unter Mädchen aufgewachsen und in einer Zeit, da es wenig Aufklärung über die Psychologie der Geschlechter gab. Helmut hatte da weniger Probleme. Schließlich war er 11 Jahre älter als ich, war viel herumgekommen und überhaupt sehr anpassungsfähig. Aber nach einem Jahr war auch für mich das Verständnis für die Eigenschaften des Partners gewachsen. Von Anfang an wuchs die innere Verbindung jeden Tag mehr und wir verbrachten die Zeit miteinander im Bewusstsein der Führung Gottes und dankbarem Glück.

Vielleicht war das nicht selbstverständlich, denn wir beide waren eigentlich grundverschieden. Auch meine Mutter hatte das empfunden und mir zu bedenken gegeben. Heute weiß ich, dass gerade darin das Glück unserer Ehe mitbegründet war. Das bot uns die Möglichkeit der gegenseitigen Ergänzung, und das empfand ich stets als ein großes Plus.

Helmut war von Natur eher bedächtig, überlegte länger und war äußerst gründlich in allem, was er tat. Ich war eigentlich eher impulsiv, manchmal etwas vorschnell und flüchtig. Wir brauchten beide Ergänzung und Hilfe bei unseren Schwächen. Das gab schon auch manchmal Anlass zu Meinungsverschiedenheiten und Missverstehen. Aber wir konnten beide nicht mit Missstimmungen leben und so waren diese immer wieder schnell beseitigt. Das Glück unserer Ehe war deshalb auch in der ständigen Bereitschaft einander zu vergeben und so anzunehmen, wie man war, begründet. Nie hätten wir einen Tag beschlossen, an dem noch irgendeine Missstimmung unbereinigt geblieben wäre.

Zwei weitere Ursachen zum Gelingen unserer Ehe sehe ich, zum einen in der tiefen Zuneigung meines Mannes zu mir, indem er mir fast täglich versicherte, wie froh er sei, dass ich seine Frau geworden bin. Das hat auch mich immer wieder neu in meiner Hingabe zu ihm motiviert. Zum zweiten, dass es ein festes Prinzip für mich war, niemals Gedanken der Emanzipation zu hegen. Ich sah meinen Auftrag als Gehilfin meines Mannes und habe darin tiefe Erfüllung gefunden. Das brachte mir nach meiner heutigen Erkenntnis niemals Nachteile sondern sehr viele Vorteile.

Obwohl wir schließlich beide die Verantwortung für unser Leben und Handeln trugen, war Helmut immer bereit, wenn auch manchmal nach langem Zögern, Entscheidungen zu treffen und dafür einzustehen. Auch hatte ich immer das Gefühl, dass er einen besonderen Draht zu Gott hatte und oftmals bestimmte Weisungen direkt von ihm empfing. Das hat sich viele Male bestätigt. Ich kam in meiner Haltung, die Gehilfin meines Mannes zu sein, dabei nie zu kurz. Im Gegenteil, ich wurde durch ihn zu vielem ermutigt, was ich von mir aus nie in Angriff genommen hätte, wie zum Beispiel Autofahren, Berichte zu schreiben und zu geben, Gespräche zu führen usw. Er hat mich immer sehr gefördert und mir in meiner Entwicklung sehr geholfen.

Da ich eigentlich ein Hasenherz habe und von Natur aus ziemlich ängstlich bin, kollidierte das öfter mit seinen Ideen, er hatte viel Mut hatte und war für meine Ansicht manchmal zu wagemutig. Aber ich bin heute froh, dass ich hier dennoch seinen Planungen gefolgt bin. Ich hätte nie solch schöne Reisen und andere Erfahrungen machen können, wenn ich seinen Wünschen nicht Rechnung getragen hätte.

Natürlich hatten wir auch den großen Vorteil, dass wir uns beruflich ergänzten und ich oft eng mit ihm zusammenarbeiten konnte. Nach Gründung der Firma hatte ich anfänglich die Buchführung übernommen und konnte ihm auch dort in schwierigen Situationen zur Seite stehen. Ich organisierte Betriebsfeste und Betriebsreisen mit ihm und hatte auch mit den Mitarbeitern Kontakt. Desgleichen ergänzten wir uns bei der Mitarbeit in der Jugendarbeit der Gemeinde und später in der Seniorenbetreuung. Nicht zuletzt wurden uns noch 25 Jahre gemeinsamen Ruhestandes geschenkt, die uns noch besonders wertvoll waren. Da Helmut bis zuletzt noch gerne am Schreibtisch arbeitete und noch einige Chroniken erstellte, war ich wieder seine Sekretärin und Ergänzung. Das hat mein Leben reich gemacht. Wir wurden immer mehr voneinander abhängig und hatten uns umso lieber.

Soweit mein Bericht. Ich glaube, das Wichtigste ist immer, dass man zum Partner wirklich von Gott geführt wird, dass man einander im Anderssein annimmt und immer unter der Vergebung bleibt. Das Allerwichtigste bleibt dennoch Gottes große Gnade und Bewahrung, ohne die wir es selbst bei all den vielen positiven Voraussetzungen nie geschafft hätten.“

Ludwigshafen

Seine Tage in Ludwigshafen in den letzten Kriegsjahren waren reich gefüllt. Wenn er nun auch nicht in den Krieg musste, so war er doch stets in Lebensgefahr. Es war den Feinden bekannt, dass in Ludwigshafen und besonders auch im Werk Opau, wo er tätig war, kriegswichtige Dinge hergestellt wurden und es gab deshalb dort besonders viele schwere Luftangriffe. Helmut wohnte bei der Familie des Stadtmissionars, dem er in der Gemeinde- und Jugendarbeit zur Seite stand. Als bei einem schweren Bombenbeschuss auch das Haus des Stadtmissionars getroffen wurde, waren alle in den Keller des Hauses geflüchtet. Nach Ende des Angriffs gab es ein großes Chaos. Jeder hatte Sorge um sein Eigentum und versuchte aus dem brennenden Haus noch zu retten, was möglich war. Zum Schluss vermisste man den Prediger und vermutete ihn noch im brennenden Haus. Da ging Helmut noch einmal hinein, um ihn zu suchen. Doch bald stürzte der Fußboden ein und er fiel ein Stockwerk tiefer und blieb mit mehreren Rippenbrüchen und einer Rauchvergiftung liegen. Der HERR stand ihm zur Seite, denn er kam wieder zu sich und tastete sich bei mangelhafter Sicht (infolge des Qualms) rutschend zum Ausgang. Dort konnte er zunächst notdürftig von den Hausleuten versorgt werden. Aber diese mussten sich selbst in Sicherheit bringen und für ein neues Obdach sorgen. So legten sie ihn an den Straßenrand in der Hoffnung, dass er dort gefunden würde. So geschah es dann auch und er wurde später in ein Krankenhaus gebracht, wo er versorgt wurde. Dabei war jedoch sein ganzes persönliches Eigentum verloren gegangen. Er besaß nur noch das, was er auf seinem Leib trug. Besonders trauerte er um seinen Koffer, den er mit in den Keller genommen hatte mit allen persönlichen wichtigen Papieren und Dingen, sowie auch seine bereits gedrehten Filme aus Familie und Jugend.

Als er nach einigen Wochen aus dem Krankenhaus entlassen wurde, holte ihn Pfarrer Kreiselmeier aus Ludwigshafen-Gartenstadt zu sich in die Wohnung. Die Familie des Pfarrers war wegen der vielen gefährlichen Luftangriffe, die Tag und Nacht Menschenleben kosteten, auf das Land evakuiert worden und er hatte ausreichend Platz in seinem leeren Haus. Nun arbeitete Helmut in seiner Freizeit in dessen Kirche mit. Dieser hatte wegen des Pfarrermangels mehrere verwaiste Pfarrstellen zu versorgen und war froh, jemanden gefunden zu haben, der ihn vertreten konnte. Den Kindergottesdienst übertrug er ihm bald ganz. Dies war die Zeit, in der wir uns begegnet sind. Eine kurze aber wunderschöne Zeit im letzten Kriegsjahr.

Verlobung und Hochzeit

Wie bereits erwähnt, hatte uns Gott auf wunderbare Weise zusammen geführt. Nach seinem ersten Besuch in meinem Elternhaus anlässlich eines größeren Jugendtreffens, kam er gleich am darauf folgenden Sonntag wieder, um seine Brieftasche zu holen, die er versehentlich bei uns liegen gelassen hatte. (Niemand wollte glauben, dass dies keine Absicht war. Doch später habe ich es doch eingesehen, weil dies eine seiner kleinen Schwächen war). Jedenfalls drängte Helmut nun sehr, unsere Verbindung fest zu machen und wir verlobten uns drei Monate nach unserer ersten Begegnung.

Diese für viele unverständliche Eile erwies sich rasch als Gottes Weg für uns. Denn inzwischen wurde klar, dass die geplanten Fabriken nicht mehr gebaut werden konnten und der Krieg bald verloren war. Infolge dessen wurde Helmut wieder zum Kriegseinsatz gerufen und es galt Abschied zu nehmen. Da Helmut nun erst wieder eine militärische Ausbildung zu absolvieren hatte, die er noch in Deutschland erhielt, planten wir unsere Hochzeit. Wider Erwarten bekam er vor der Abschiebung an die Front noch einen achttägigen Heiratsurlaub. Wir waren dankbar, dass auch seine Eltern an unserer Hochzeit teilnehmen konnten, wo doch das Reisen jetzt sehr gefährlich war. So wurde auch ihr Zug unterwegs von Feindflugzeu-

gen angegriffen und alle Reisenden mussten aussteigen und sich im Gelände verstecken. Zum Glück konnte der Zug danach wieder weiterfahren. Auch während der Hochzeitsfeier mussten wir einige Zeit mit den Gästen im Keller verbringen. Aber unsere Dankbarkeit an Gott, der uns dieses Glück noch möglich gemacht hatte, war groß und wir genossen unser Zusammensein in unserer Großfamilie. Doch die Zukunft lag dunkel vor uns. Immer bedrohlicher wurden die Schreckensnachrichten von der Front und auch aus der Heimat. Deutschland lag in Trümmern und die Fronten brachen überall zusammen. Ich bin dann mit Helmut am Wochenende nach Heidelberg gefahren, wo er wieder zu seiner Soldateneinheit traf, und brachte ihn dort zum Zug, der ihn zur Front brachte. Das war das Ende unserer Hochzeitsfreuden und ich habe fast ein Jahr lang kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten.

Gefangenschaft

Von Heidelberg aus war Helmut inzwischen direkt an die Front nach Frankreich transportiert worden, wo er ziemlich bald in einen Nahkampf verwickelt war und deutlich Gottes Bewahrung erfuhr, aber auch bereits nach kurzer Zeit in Gefangenschaft kam. Zuerst lagen die Gefangenen zu Tausenden in einem riesigen Gelände unter freiem Himmel und hungerten, viele starben. Allmählich besserten sich die Verhältnisse, die Gefangenen wurden zu verschiedenen Arbeitseinsätzen eingeteilt, und erhielten mehr zu essen. Auch hier gelang es Helmut immer wieder, mit Christen Gemeinschaft zu pflegen, und sich im Gebet und dem Wort Gottes zu stärken. Sie trafen sich dazu unter freiem Himmel in einer bestimmten Ecke am Zaun des Geländes.

Gelegentlich entwickelten sich auch Gespräche mit den Bewachern des Gefangenenlagers und kleine Freundschaften entstanden. Auf diese Weise gelang es Helmut, endlich einen Brief mit einem Lebenszeichen an mich aus dem Lager zu schmuggeln, den einer der Bewacher mit nach Deutschland nahm. „Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen, bitte weitergeben“ stand darauf, und kam so auch wirklich in meine Hände. Wie groß war meine Freude, ca. 10 Monate nach unserer Hochzeit ein Lebenszeichen zu erhalten!!!

Auch einiges Positives gab es aus dieser Zeit zu berichten. Ich füge deshalb einen Abschnitt aus einem seiner Briefe hier bei, den er einige Zeit später aus einem anderen Lager heraus schmuggeln konnte. Hier der Wortlaut aus seinem Brief an mich:

„....Heute Nachmittag habe ich mancherlei Vermessungsarbeiten auf dem Dachboden eines Kasernengebäudes ausgeführt; das soll unsere Lagerkirche werden. Ich wurde mit der Aufsicht und Durchführung der Arbeiten und mit der architektonischen Gestaltung betraut. Ich bin dem HERRN dankbar, dass ich ihm, wie der Gemeinde und den Kameraden auf diese Weise dienen darf. Fachlich schlägt ja das wenig in mein Arbeitsgebiet; aber ich habe doch eine große Freude daran. Morgen geht es wieder weiter mit der praktischen Arbeit. Eine Woche lang sind wir schon fest am Schaffen. Natürlich arbeite ich fest mit; aber die meiste Arbeit ist noch zu tun. Es ist nicht so einfach in dem Balkengewirr einen ordentlichen großen Raum zu schaffen. Manches störende Gebälk muss verschwinden und manches neu eingezogen werden. Nicht nur Wände, auch Decken sind zu ziehen. Dabei steht einem kaum das nötigste Werkzeug und noch dazu in nur schlechtem Zustand zur Verfügung. Das notwendige Baumaterial fehlt meistens. Es muss aus Wrackstücken zusammen gesucht werden. Wenn auch in der Hauptsache nur Baubleche, Zeltplane, Holzleisten und Balken und etwas Pappkarton zur Verfügung stehen, so habe ich doch, wie auch meine um Rat gefragten Kameraden, die Überzeugung gewonnen, dass doch ein schön großer, ausreichender und architektonisch geschmackvoller Raum entsteht.....“

Dieser Brief kam aus Metz, dem vorletzten Ort seiner Gefangenschaft. Danach wurde er zu einem Einsatz zur Pflege eines Soldatenfriedhofes nach Andilly (in der Nähe von Toul) gebracht. Von dort gelang ihm nach einigen Wochen die Flucht nach Hause. Diese hatte er selbst auf den Wunsch seiner Kinder und Enkel noch in einem kleinen Büchlein geschildert und ich füge dieses im Original hier mit ein.

Prolog

„Zur Ehre Gottes schreibe ich heute aus großer Dankbarkeit nach 5o Jahren diesen Bericht über meine Flucht.

Die Erlebnisse dieser Zeit waren so eindrücklich, dass sie sich tief in mein Gedächtnis eingegraben haben. Viele Bilder und Eindrücke sehe ich noch genauso deutlich vor meinen Augen, als wäre das Geschehene erst gestern gewesen.

Andererseits ist es auch möglich, dass es kleine Nuancen gibt, in denen die Schilderung das Erleben ein wenig verändert darstellt. Das mag nach fünf Jahrzehnten unvermeidlich sein. Die angegebenen Bibelstellen und Liedverse wurden sinngemäß nach meinen damaligen Empfindungen wiedergegeben.

Möge diese Niederschrift meinen Nachkommen und allen anderen Lesern als Zeugnis der Treue Gottes zum Segen sein.

Darmstadt-Arheilgen, im Oktober 1995

Meine Flucht aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft

Im Lager Andilly!

Meine letzte Station in amerikanischer Kriegsgefangenschaft war ein Zeltlager bei Andilly, einem kleinen französischen Dorf, in der Nähe von Toul. Von dort gelangte man in südlicher Richtung - nur über eine kleine Nebenstraße über den brückenlosen Dorfbach - zu uns. Hier lebten wir abseits in Kompaniestärke von rund 100 Mann zur Betreuung eines deutschen Soldatenfriedhofes.

Eines Tages erschien am Zaun unseres Lagers ein farbiger Amerikaner und freute sich wie ein Kind, uns wiederzusehen. Er hatte uns in Metz, wo wir zuvor in Bataillonsstärke in einer alten Kaserne lebten, unsere Arbeit in einem großen Verpflegungslager bewacht und gehörte nun zum Fahrkommando Metz, wozu auch deutsche Kriegsgefangene eingeteilt waren.

Da kam mir, wie eine Eingebung von Gott, der Gedanke, unserem Zaungast einen Brief an meine Frau zum Fahrkommando nach Metz mitzugeben. Es war mir bekannt, dass von dort auch regelmäßig der Stars-and-Stripes-Verlag der amerikanischen Soldatenzeitschrift in Pfungstadt angefahren wurde, was ganz nahe an dem Wohnort meiner Frau war. Wir hatten Schreibverbot!

Gerne war er bereit, "a letter" mit dem Adressenhinweis: "Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen! Bitte weitergeben!" zu befördern. Geduldig wartete er, bis auch die Briefe mit den Lebenszeichen einiger meiner Kameraden an deren Angehörige versehen, fertig waren und versprach, die Post zu besorgen. Andere Briefe brachte ich bei ähnlichen Gelegenheiten auf den Weg. Endlich erhielt ich auch ein Lebenszeichen meiner lieben Frau auf diesem Wege zurück. Ein Antwortschreiben, das sie zu "Stars & Stripes" nach Pfungstadt gebracht hatte, war über die amerikanische Militärpost gelaufen und wurde mir in der amerikanischen Schreibstube ausgehändigt. Meine Freude war riesengroß; alles hatte ge-

klappt. Es war das erste Lebenszeichen von meiner Frau, nach unserem Abschied nach meinem Hochzeitsurlaub vor einem Jahr.

Einige Zeit später wurde ich, obwohl ich nur Obergrenadier war und in einem der hintersten Zelte lag, ganz überraschend nach vorne ins Unterführerzelt verlegt, weil dort eine Person fehlte. Mir war das unverständlich, und ich empfand es fast als ein Wunder, weil sich viele Gefangene mit höheren Dienstgraden im Lager befanden. Erst später wurde mir bewusst, dass Gott da schon seinen Plan für mich hatte und mir den Weg ebnete.

Wenn ich mit anderen Kameraden zum Dienst eingeteilt war, brauchten wir nur die Arbeitsgruppe anzuführen und bei der Friedhofsarbeit (Unkraut jäten) zu beaufsichtigen. Ein amerikanischer Soldat begleitete uns. Wir konnten uns aber frei, auch im angrenzenden Wald, bewegen.

Die Fluchtvorbereitung

Trotz aller Annehmlichkeiten, die ich nun hatte, sehnte ich mich sehr nach Hause. Da keine Aussicht auf Entlassung aus der Gefangenschaft bestand, begann ich, meine Flucht vorzubereiten.

Ich vertraute darauf, dass Gott mich sicher leiten würde. Ein anderer Kamerad, dem die Flucht misslungen war, wurde ins Lager zurückgebracht und ihm wurde zur Strafe der Kopf kahl geschoren. Deshalb bereitete ich meine Flucht sehr gründlich vor. Langsam reifte mein Plan:

Die dienstfreien Unterführer durften sich, um dem langweiligen Lagerleben zu entgehen, dem Arbeitstrupp hinten anschließen und mit hinausgehen. Diese Möglichkeit wurde oft genutzt, und so sollte auch meine Flucht beginnen.

Ein Zeltkamerad, ein Oberfeldwebel, ein gläubiger Katholik hatte ein vertrautes Verhältnis zu mir. Er wollte sich gerne meinem Unternehmen anschließen. Es war ein Wagnis, noch jemand mitzunehmen, und ich nahm ihm das Versprechen ab, dass er sich im Zweifelsfall meinen Entscheidungen fügen würde.

Meiner Frau schrieb ich einen letzten Brief, der meinen Fluchtplan enthielt. Er machte auf die bewährte Weise von Hand zu Hand seinen Weg und wurde schließlich durch einen amerikanischen Offizier, der nach Frankfurt musste, zu Hause im Geschäft bei meinen Schwiegereltern abgeliefert.

Alle Gefangenen trugen amerikanische Bekleidung ohne Rangabzeichen mit einem großen "PW" (prisoner of war = Kriegsgefangener) in weißer Farbe auf dem Rücken und vorn auf den Hosenbeinen.

In der Kleiderkammer unseres Lagers besorgten wir uns nun neue Hosen und Jacken - unsere "Reisebekleidung"! Auf diese malte ich das "PW" mit Hilfe einer Schablone schön dick mit Kreide, anstatt mit Pinsel und Farbe auf.

Inzwischen hatte der November schon mit Kälte begonnen. So fütterte ich meine Jacke sorgsam aus. Dazu schnitt ich eine gerade neu empfangene dicke Wolldecke zu und nähte die Teile von Hand in meine Jacke. Meine Zeltkameraden bewunderten diese Idee, sich rechtzeitig für den Winter auszustatten. Da ich schon öfters durch Basteleien und kleine handwerkliche Tätigkeiten zur Verbesserung unserer Lebensumstände beigetragen und jedes Mal ihre Anerkennung gefunden hatte, wurde keiner argwöhnisch.

Zu diesen kleinen praktischen Erfindungen gehörte unter anderem zum Beispiel ein Zugstrippennetz, womit jeder von seinem Platz aus die elektrische Zeltbeleuchtung oder eine Dämmerlichtbeleuchtung für die Nacht an- und ausschalten konnte. Dies war sehr hilfreich, da wir sehr eng im Zelt beieinander lagen; so störte man sich mit Hilfe der Nacht-

beleuchtung gegenseitig nicht so sehr, wenn man Nachts einmal hinaus musste. Man war also gewohnt, dass ich mich mit irgendeiner Sache beschäftigte und störte sich nicht daran.

Um sicher nach Hause zu kommen, planten wir, nur nachts zu wandern und tagsüber verborgen zu schlafen. Die Nord-Süd-Achse des Mondes zum Horizont (Süden) sollte uns Orientierung geben. Um nicht aufzufallen, konnten wir auch keinen Vorrat an Lebensmitteln mitnehmen. Zwei Kekse am Tag für eine Woche mussten für jeden reichen. Im Übrigen hofften wir, unterwegs etwas zu finden, was den größten Hunger stillen würde.

Der Tag X.

An einem dienstfreien Tag im November hielten wir den Zeitpunkt zum Aufbruch zur Flucht für gekommen. Niemand im Unterführerzelt hatte eine Ahnung. Wir fassten Mut und schlossen uns dem Arbeitstrupp als Spaziergänger hinten an, das Allernotwendigste über den Arm gehängt. Unsere Herzen waren beunruhigt, aber wir fielen nicht auf. Ich richtete meinen Blick auf Gott und mir wurde neu bewusst: "Von allen Seiten umgibst Du mich und hältst Deine Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen." Psalm 139,5-6. "Aber wohin soll ich gehen und wohin fliehen?" "Aber Du Herr bist mein Fels und meine Burg. Um Deines Namens willen wollest Du mich leiten und führen." " Ich freue mich und bin fröhlich über Deine Güte, dass Du mein Elend ansiehst und nimmst Dich meiner an und übergibst mich nicht in die Hände meines Feindes. Du stellst meine Füße auf weiten Raum." Psalm 31, 4.8.9. An solche Worte erinnerte ich mich und war in meiner Glaubensgewissheit nicht sehr beunruhigt.

Etwa eine halbe Stunde vor dem Ende der Friedhofsarbeit setzten wir uns ab und gingen tief in den angrenzenden Wald. Hier klopften wir unsere mit Kreide aufgemalten "PW"s von unserer Kleidung ab, so dass wir jetzt nicht mehr von weitem als Kriegsgefangene zu erkennen waren.

Die erste Nacht unserer Flucht

Als wir an den Waldrand kamen, sichteten wir in der Nähe ein Dorf. So versteckten wir uns hinter einem Buschwerk, um die Dämmerung abzuwarten. Wir waren gut getarnt, aber sehr überrascht, als plötzlich ein Jäger im Wald erschien. Sein Hund suchte in allen Richtungen. Auf einmal lief er witternd auf uns zu. Angst überfiel uns, und unsere Herzen begannen zu hämmern. Er kam uns immer näher. Wir waren in größter Gefahr entdeckt zu werden. Ich betete. Sollte unsere Flucht so schnell zu Ende sein? Unfassbar für mich! Fast hatte der Hund unser Versteck erreicht, da wehte mit einem Mal kurz eine frische Brise durch den Wald, der Hund verlor seine Spur und kehrte zu seinem Herrn zurück. Gott hatte uns wunderbar vor dem Entdecktwerden bewahrt.

Als die Dämmerung hereinbrach, machten wir uns auf den Weg. Es galt, in der ersten Nacht möglichst weit zu kommen, um aus dem Fahndungsbereich heraus zu sein. Sicher hatte man unser Fehlen inzwischen entdeckt.

Wir umgingen das Dorf, stiegen durch Weidezäune, wanderten über Äcker, Wiesen und durch Wälder in nordöstlicher Richtung, jeden Weg meidend, um keinem Menschen zu begegnen. Unaufhaltsam schritten wir voran, uns keine Ruhepause gönnend, um möglichst weit voranzukommen. Es war eine schöne Nacht mit einem klaren Sternenhimmel. Der Mond hatte sein fahles Licht über das Land gelegt, so dass wir gut sehen und zielsicher gehen konnten. Als wir dann zu später Nachtstunde in einen mit Wald umrahmten Wiesengrund kamen, staunte ich über das märchenhafte Bild, das sich uns bot. Die Landschaft war von silbernem Mondlicht übergossen. Dünne Nebelschleier lagen wie Strähnen über dem Waldrand und hingen wie ein Gespinst an den Büschen. Da ging mir in Anbetung, wie im Chorgesang, das Lied durch Herz und Sinn: "Du großer Gott, wenn ich die Welt betrachte, die du geschaffen durch Dein Allmachtswort, wenn ich auf alle jene Wesen

achte, die Du regierst und nährest fort und fort, dann jauchzt mein Herz, Dir, großer Herrscher, zu: Wie groß bist Du! Wie groß bist Du! Blick ich empor zu jenen lichten Welten und seh‘ der Sterne unzählbare Schar, wie Sonn und Mond im lichten Äther zelten, gleich gold‘nen Schiffen hehr und wunderbar, dann jauchzt mein Herz, Dir, großer Herrscher zu: Wie groß bist Du! Wie groß bist Du!" Trotz der großen Anspannung meiner Nerven war der Gang durch diesen Wiesengrund ein wirklicher Genuss für mich; doch wir strebten weiter, unentwegt weiter, der Heimat zu. Aber nun spürte ich auch die ungewohnten Anstrengungen in meinen Gliedern, und besonders mein rechtes Knie fing an zu schmerzen.

Nach einiger Zeit kamen wir an einen Fluss. Er war breit und flach und hatte nur eine ganz geringe Strömung; es war die Mosel. Auf der anderen Seite des Flusses sahen wir links eine Zuckerfabrik im Nachtbetrieb. Eine Brücke war weit und breit nicht zu sehen, aber genau an der Stelle des Ufers, lag auch ein Kahn. Bei der Suche nach einer Stange, um uns hinüberzustaken, entdeckten wir noch viele Kähne am Ufer, oft dicht nebeneinander. Sie gehörten wohl den in der Fabrik Beschäftigten, die damit zur Arbeit übersetzten. Alle waren mit einem Schloss an der Kette befestigt, nur der eine nicht, den wir zuerst sahen. Wie wunderbar hatte Gott vorgesorgt! Ich staunte wieder neu über die Treue Gottes. Voll Dank betete ich ihn in meinem Innersten an, mit dem Liedvers: "Bleibend ist Deine Treu! Bleibend ist Deine Treu, wo immer ich geh': Morgen für Morgen Dein Sorgen ich seh'. All meinen Mangel hast Du mir gestillet; bleibend ist Deine Treu, - wo ich auch geh'!" Voll neuer Zuversicht für unsere weitere Reise stiegen wir in den Kahn und langsam stakte ich uns dem anderen Ufer zu. Ein leichter Dunst lag über dem Wasser und aus vielen kleinen Wellen blinkend, begleitete uns das Mondlicht auf unserer Fahrt. An einer breiten Sandbank kamen wir am anderen Ufer an. Als wir ausstiegen, wollte mein Kamerad den Kahn zuerst aufs Wasser zurückstoßen, aber dann entschlossen wir uns, dem Mann, der seinen Kahn nicht angeschlossen hatte, unsern Dank zu erweisen. So zogen wir ihn gemeinsam ein wenig aufs Land und sahen uns um, wie wir am günstigsten weiter kämen.

Unser Versuch, die Zuckerfabrik rechts zu umgehen, fand bald ein Ende, denn wir stießen überraschend auf einen Kanal. Da sahen wir, dass nahe bei der Fabrik eine hell erleuchtete Fußgängerbrücke, beiderseits mit hohen Treppenpodesten versehen, hinüberführte. Es blieb uns keine andere Wahl als über den beleuchteten Geländebereich zu gehen. Mutig gingen wir über die Brücke und verschwanden, ohne bemerkt zu werden, in der Dunkelheit der Nacht.

Nachdem wir die Zuckerfabrik schon lange hinter uns gelassen hatten, entdeckten wir im Osten eine größere Ortschaft. Wir entschlossen uns, diese in nördlicher Richtung zu umgehen. Aber je weiter wir gingen, desto näher rückte die Siedlung an uns und an die vor unseren Augen auftauchende Mosel heran. Schließlich sahen wir keinen Ausweg mehr, wir mussten nun unseren Grundsatz verlassen und doch mitten durch den Ort unseren Weg fortsetzen, denn die Häuser standen bis an das Ufer des Flusses. Vorsichtig betraten wir die Straßen. Es war die Stadt Pont-à-Mousson. Sie lag in tiefem Schlaf und wirkte völlig menschenleer. In der Nähe der Brücke sahen wir überraschend eine große gotische Kirche. Majestätisch reckte sie sich mit ihren lichten Fensterhöhlen filigranhaft zum Himmel empor. In Mondlicht getaucht, wirkte sie so schön, dass wir einige Augenblicke verharrten, um den Anblick zu genießen. Doch dann eilten wir weiter durch die Straßen der Stadt. Mir machte das Gehen immer größere Mühe. Uns quälte auch ein großer Durst und wir hofften immer neu, doch irgendeinem Brunnen zu begegnen, aber vergeblich.

Wir gingen weiter in Richtung Mosel. Aber was war das? Plötzlich standen wir vor einem Wachhäuschen und an einer Mauer, die oben mit Stacheldraht versehen war. Ein Kriegsgefangenenlager! Doch wir hatten Glück, der französische Wachmann war eingeschlafen! Fast wären wir erneut in Gefangenschaft gelaufen; aber der treue Gott hatte uns bewahrt. Preis und Anbetung sei ihm dafür! Wir kehrten um und schlichen uns leise, ohne bemerkt

zu werden, davon.

Allmählich kamen wir immer mehr aus der Stadt heraus. Die Häuser wurden kleiner und primitiver. Da fiel mein Blick auf eine dunkle Hauswand im Mondschatten, und überraschend ragte da ein großer Wasserhahn aus der Wand heraus! Vielleicht eine öffentliche Zapfstelle? Hier löschten wir unseren brennenden Durst ausgiebig und neue Lebensgeister erwachten in uns.

Schnell hatten wir dann die letzten Häuser hinter uns gelassen und kehrten zu unserem Grundsatz zurück, alle öffentlichen Wege und Straßen zu meiden. Wir gingen einige Zeit in nordöstlicher Richtung weiter, aber die Müdigkeit plagte uns jetzt sehr. Bald waren wir in einem dunklen, dichten Wald. Der Mond drang hier nicht durch, und nur mühsam konnte man die Baumstämme erkennen. Langsam ging es bergan. Da traten wir plötzlich ins Leere - und fielen in ein tiefes Loch. Ehe wir uns versahen, blieben wir auf der Stelle, wo wir hingefallen waren, liegen und schliefen ein, obwohl wir eigentlich weitergehen wollten. In meinem Innersten rief es:" Weiter! Weiter!" Da wachte ich sogleich wieder auf und weckte meinen Kameraden: "Auf! Stehe auf! Wir können hier nicht bleiben. Wir müssen weiter!" Wir stiegen die Anhöhe hinauf, und noch einmal fielen wir in ein großes trichterförmiges Loch. Wieder hatten wir uns vorgenommen, sofort aufzustehen, aber wir kamen nicht dazu. Eine bleierne Müdigkeit übermannte uns und wir schliefen ein. Nachdem wohl eine kleine Zeit vergangen war, fuhr ich erschreckt aus meinem Schlaf auf und weckte meinen Kameraden. Und weiter ging's, die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen, war der Wald licht geworden. Der Morgen begann zu grauen und vor uns lag eine große Ebene in der Waldlichtung, fast schulterhoch mit Gras bewachsen. In einiger Entfernung sahen wir darin ein Liebespärchen in trauter Umarmung. Für uns war es Zeit, ein Versteck für den Tag zu finden, bevor es hell wurde. Da entdeckten wir ein ringförmig gewachsenes hohes Brombeergebüsch mit einer kleinen schönen Freifläche in der Mitte. Aber wie sollten wir da hineinkommen? Beim genauen Betrachten des Buschwerkes entdeckten wir eine Stelle, an welcher keine Verwachsung mit dem Erdboden vorhanden war. Hier war die einzige Möglichkeit, wo man, den Kopf dicht an den Boden drückend, darunter hindurchkriechen konnte. Ich kroch voran, und wir kamen, ohne Schrammen, hindurch. Wir hatten einen guten sicheren Ruheplatz für den Tag gefunden. Es kam noch ein Jäger mit einem Hund vorbei, aber ich setzte mein Vertrauen auf Gott und wir fühlten uns im hohen undurchdringlichen Gestrüpp sicher wie in einer Burg und wurden nicht entdeckt. Wie treu hatte doch Gott für uns vorgesorgt! Voll Dank, aber sehr müde, fielen wir bald in einen tiefen Schlaf.

Die erste Nacht, die erste Etappe unserer Flucht, hatten wir hinter uns und waren nun gewiss außerhalb des Fahndungsbereiches. Später sah ich anhand der Karte, dass wir ca. 40 Kilometer gelaufen waren. Der Gang über die weichen Äcker, Wiesen und Wälder hatte uns lahm und müde gemacht.

Die nächsten "Tages"-märsche.

Als es Abend wurde, erwachten wir vom Schlaf erquickt. Mit neuen Lebensgeistern angetan, frühstückten wir unsere Tagesration: zwei trockene Kekse für jeden, aber was war das schon bei dem mächtigen Hunger, den wir nach den großen Anstrengungen hatten?! In unseren Beinen spürten wir jetzt einen Muskelkater, aber die Schmerzen in meinem Knie hatten nachgelassen. Die Dunkelheit der Nacht begann, sich über die Welt auszubreiten, als wir dicht auf den Boden gepresst, aus unserer "Burg" herauskrochen und mutig unseren Weg fortsetzten.

Wir hatten uns vorgenommen, einen solchen Gewaltmarsch, wie in der ersten Nacht, nicht mehr zu machen. In Ruhe wollten wir nun, in gut zu bewältigenden kleineren Etappen, weiterziehen.

Es war nun kälter geworden, und bald hatten wir auch den Wald hinter uns gelassen und sahen im matten Mondlicht die weite Flur vor unseren Augen. Es ging weiter über ausgedehnte Äcker und wir versuchten erfolglos, etwas Essbares zu finden. Da wäre ich in später Nachtstunde fast über ein Bodenhindernis gestolpert. Es war ein auf dem Feld stehengebliebener Blumenkohlkopf; endlich eine gefundene Überlebenschance für uns auf der Flucht. Er hatte schon durch den Frost gelitten und schmeckte bitter. Mein Kamerad verzichtete, aber ich aß ihn trotzdem widerwillig gegen den Hunger. Später stießen wir auf ein Maisfeld. Leider waren keine Maiskolben mehr zu finden. Es standen nur noch die Maisstangen mit trockenen Blättern da. Beim gründlichen Suchen fanden wir aber, dass die Stangenspitzen noch etwas weich waren und ein wenig süß schmeckten. Diese knabberten wir gegen den Hunger, obwohl sie recht holzig waren.

Gegen Morgen fanden wir als einzige Versteckmöglichkeit ein großes Buschwerk mitten im weiten Feld. Es bot wenig Schutz vor dem kalten Wind, der durch die Felder streifte. Da es anfing zu dämmern, legten wir uns doch hinein, um dort auszuruhen für den neuen Tag. Die Sonne hatte durch die matten Wolkenschleier, die sich über sie gelegt hatten, ihre wärmende Kraft verloren. Trotz meiner dick gefütterten Jacke, fror ich entsetzlich. So war an Schlaf nicht zu denken, und wir waren froh, als wir am Abend wieder zu unserem weiteren Weg nach Hause aufbrechen konnten.

In den folgenden Nächten war der Himmel bedeckt und der Mond gab uns keine Orientierung für unsere Nachtwanderungen. So gingen wir einfach aufs Geratewohl weiter - ein Wagnis war's! Als wir dann in einen dichten und dunklen Wald kamen, war es mit jeglicher Orientierung vorbei. Zu unserer Verwunderung merkten wir plötzlich, dass wir demselben Haus im Wald noch einmal begegneten. Wir waren also im Kreis gelaufen. Den Rest der Nacht gingen wir mit mehr Umsicht den richtigen Weg weiter. Wegweisend wurde jetzt für uns der Widerschein der Sonne am nächtlichen Horizont. Um Mitternacht ist auch bei größter Dunkelheit der Himmel am Horizont im Norden ein wenig heller.

So wechselten die Tage und immer wieder fanden wir am Morgen ein gutes Versteck für den Tag. Einmal stellten wir fest, dass wir an die Hauptstraße kamen, die vom südlichen Elsaß nach Metz führt. Wir setzten aber unseren Weg durch das ansteigende Gelände fort. Unsere letzten Kekse hatten wir schon verzehrt und der Hunger plagte uns sehr. Doch achteten wir nicht darauf und schritten weiter durch Feld und Wald, bis wir an ein Schild mit der Aufschrift "Attention Mines" vor einer großen verwilderten Fläche kamen. Wir entdeckten aber auch einen unbefestigten Feldweg mit frischen Fahrspuren, der mitten hindurch ging. Mein Kamerad, der sich mit verminten Böden gut auskannte, erklärte, dass, wenn frische Fahrspuren zu erkennen seien, man unbesorgt auf diesem Weg durch ein Minengebiet laufen könne und so kamen wir unbeschadet hindurch. Schließlich stießen wir mitten in der Nacht in einem engen Tal auf ein Dorf. Rechts davon war in dem tiefen Dunkel ein steiler Hang bis dicht an die Häuser reichend zu erkennen. Eine Umgehung war nur links durch die bis an den Hang reichenden Hausgärten möglich. Es blieb für uns kein anderer Weg, als über die hohen Gartenzäune zu klettern. Aber was war das?! In einem der Gärten gingen wir über dem am Boden liegenden langen Gras wie über Knollen. "Aber wie kommen Kartoffel oder runde Steine unter das Gras?" fragte ich mich. Ich fühlte mich gedrungen, die Ursache zu ergründen und fand unter dem dichten Gras viele reife Birnen! Sie schmeckten süß und köstlich und wir aßen uns nach langer Zeit einmal richtig satt. Es war ein Festmahl für uns, und wir nahmen auch einen kleinen Vorrat für "unterwegs" mit.

Gegen morgen ging es wieder etwas bergab. Der neue Tag kam näher, und wir konnten weit und breit kein richtiges Versteck finden. Schließlich entschieden wir uns für ein langgestrecktes, etwas lichtes Gebüsch über einer muldenförmigen Rinne auf dem rechten erhöhten Uferrand eines breiten Baches (Nied). Ein etwas breiterer Grasstreifen trennte diesen von dem Wasser. Jenseits lag in einigem Abstand ein Dorf. Wir krochen hintereinander unter das Gebüsch und füllten mit unserem Körper gerade die Mulde aus, so dass sie in gleicher Höhe, wie die weithin offene Feldfläche rechts neben uns, ihren Abschluss fand.

"Sonntagsruhe"!

Die Dunkelheit wich, und wir waren nur mäßig gedeckt. Wir waren deshalb gezwungen, den ganzen Tag geduckt liegend zu verharren. Als es Tag geworden war, hörten wir jemand deutsche Lieder singen und pfeifen. Wir bemerkten rechts in einiger Entfernung einen deutschen Kriegsgefangenen in einem feldgrauen Mantel, der bei einer Herde Kühe stand und sie hütete. Dann hörten wir am Vormittag im Dorf die Kirchenglocken läuten und wussten nun, dass es Sonntag war.

Auf unserer Flucht waren uns weder die Wochentage noch das Datum bekannt. Es war mir bewusst, dass ich in diesen Tagen Geburtstag hatte, aber daran dachte ich während der ganzen Zeit meiner Flucht nicht mehr. Anhand des immerwährenden Kalenders stellte ich später fest, dass es sich damals um Sonntag, den 18. November handelte.

Es war ein schöner heller Tag geworden. Aber es war recht unbequem, den ganzen Tag so geduckt und ruhig, in die flache Mulde eingezwängt, zu liegen. Am Nachmittag kamen dann Spaziergänger und flanierten auf dem Grasstreifen am Bach hin und her, und wir drückten uns tief in unsere Rinne, um nicht gesehen zu werden.

Plötzlich setzte sich ein Angler in den Busch hinein auf die Böschung, unmittelbar neben mich. Ich erschrak furchtbar und wagte kaum zu atmen. Mein Herz fing vor Aufregung an zu hämmern, und die Pulsschläge dröhnten in meinen Ohren. Hart auf den Boden gepresst lag ich mit meinem Kopf, und der Atem ging schwer und stark. Vor lauter Aufregung hörte ich mein Schnaufen so laut wie das Prusten einer Dampfmaschine. Obwohl ich mich bemühte, ruhig zu atmen, wollte es mir nicht gelingen. Ich war außerstande zu beten und dachte nur immer: "Herr, bewahre uns!" Es schien mir fast unvermeidlich, dass uns unser Schnaufen verraten würde.

Nun setzte sich noch ein zweiter Angler dazu und die beiden unterhielten sich. Nach und nach wurden wir ruhiger, aber an Schlaf war nicht zu denken. Nach nicht endenwollenden Stunden gingen die Angler als der Nachmittag vergangen war, und wir wurden von unserer Angst erlöst.

Hier hatte ich es erlebt: "In der Angst rief ich den Herrn an; und der erhörte mich und tröstete mich!" Auch das "ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen" (Psalm 118,5 und 23).

Obwohl wir bei einer solchen "Sonntagsruhe" keinen Schlaf gefunden hatten, wanderten wir nach Einbruch der Dunkelheit weiter und stießen bald auf die Fernverkehrsstraße Metz-Saarbrücken. Sie war so stark in beiden Richtungen befahren, dass es uns unmöglich erschien, die Straße zu überqueren, ohne im Scheinwerferlicht der Autos gesehen zu werden. Vorsichtig gingen wir an die Straße heran und warteten im Schutze des Straßengrabens so lange, bis sich endlich eine Fahrzeuglücke bot. Dann sprangen wir schnell hinüber und hielten uns zunächst in nördlicher Richtung, weil wir die Grenze des dicht besiedelten Saargebietes im Raum Völklingen-Saarbrücken meiden wollten. Schließlich kamen wir in die Nähe eines hell erleuchteten Lokals in einigem Abstand von einem rechts

liegenden Dorf. Es ertönte Tanzmusik. Vor dem Haus erkannten wir in hellem Licht junge Leute, die in ausgelassener Stimmung waren. Deshalb gingen wir in möglichst großem Abstand daran vorbei und schlichen uns erst am Rande des Dorfes über die Straße, ohne entdeckt zu werden.

Indem wir nun befreit und froh unseren Weg fortsetzten, verlor sich allmählich der Schrecken unserer "Sonntagsruhe". Auch mein Kamerad erkannte die wunderbaren Bewahrungen unseres treuen Gottes auf unserem Fluchtweg wohl an. Er war praktizierender Katholik, schien aber dennoch für Gottes gütiges Handeln und Reden und seine persönliche Führung keine Antenne zu haben. Er meinte wohl, wir hätten Glück gehabt und sprach nicht gerne darüber.

Letzte Nacht in Frankreich

Nachdem wir noch einige Rüben auf einem Feld gefunden, und diese für den schlimmsten Hunger mitgenommen hatten, stießen wir nach längerer Wanderung über freies Feld an einen kleinen Fluss. Wir überquerten ihn über eine Brücke und auch die anschließenden Bahngleise. Später kamen wir zu einer Häuserruine, und schräg gegenüber erkannten wir ein noch unversehrtes Bahngebäude. An dieser Ruine wurden wir uns uneins, und es entstand Streit über unseren weiteren Weg. Es schien, als hätte mein Partner die Nerven verloren. Ich gab deshalb zunächst nach und folgte ihm bis auf eine zweite Brücke über den Fluss (Nied). Aber ich wurde unruhig, und empfand in meinem Innersten ein deutliches "Halt!" - wie von Gott gesprochen. Ich konnte und wollte nicht weitergehen und bat meinen Weggefährten herzlich, doch mit mir zur Ruine zurückzugehen, was er schließlich auch tat. Wir planten jetzt, uns zu unserer Orientierung aus dem Bahnhofsgebäude die Bahnkarte von der Fahrplanwand zu beschaffen. Zunächst versteckten wir uns im Trümmergrundstück gegenüber. Meinem Kameraden war aller Mut entfallen, so machte ich mich im Vertrauen auf Gottes Leitung auf zum Bahnhof.

Außen am Bahnhofsgebäude entzifferte ich den Ortsnamen "Bouzonville". Vorsichtig öffnete und schloss ich dann leise nach meinem Eintreten die sich selbst schließende Tür. Es war stockfinster im Raum. Kein Mensch war zu erkennen, obwohl ich hörte, dass sich einige Reisende - auf den Bänken sitzend - französisch unterhielten. Es mag zwischen fünf und sechs Uhr morgens gewesen sein, und es blieb mir nicht viel Zeit vor dem anbrechenden Tag. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, ging ich vorsichtig auf die Suche und erkannte im Dunkel die ein wenig hellere Fahrplanwand. Nur durch sehr angestrengtes Betrachten konnte ich die Karte des Bahnnetzes erkennen. Leider war sie an den Rändern rundum festgeklebt. Es gelang mir, den oberen Rand und die beiden Seiten nach und nach vorsichtig abzulösen, ohne dabei Geräusche zu verursachen. Dann ergriff ich die Karte oben mit beiden Händen, zog sie mit einem lauten "Ratsch" nach unten von der Wand und stürmte durch die Tür, die krachend ins Schloss fiel. Im Versteck angekommen verbrauchten wir unsere letzten Streichhölzer, um die Karte zu lesen. Nun war uns klar, dass wir nur der Bahnlinie folgen mussten, um nach Deutschland zu kommen, und das war nicht mehr weit. Hätten wir den Rat meines Freundes gefolgt, wären wir wieder nach Frankreich zurückgelaufen. Doch darüber bewahrte ich Stillschweigen, und das Einvernehmen war wieder da.

Wir freuten uns, dass wir nur noch etwa sechs Kilometer von der deutschen Grenze entfernt waren und gingen dann linksseitig an der Bahn entlang. Nach einiger Zeit hörten wir links unten einen Fluss rauschen. Es war, wie wir hernach erfuhren, die Nied, ein Nebenfluss der Saar. Später kreuzte eine schmale Straße das Bahngleis und unser Weg führte nun daran entlang. Doch dann entdeckten wir plötzlich rechts in einiger Entfernung das Häuschen eines französischen Wachpostens. Wir versuchten, es zu umgehen, indem wir unseren Weg über die Wiese bis an die Nied nahmen, die allerdings einen weiten Bogen von der Straße weg machte. Das hohe Buschwerk, das sie umsäumte, schützte uns

wie eine Kulisse vor dem Gesehenwerden. Etwa auf halbem Wege sah ich unverhofft im hohen Gras vor mir einen Stein. Als ich ihn näher anschaute, erkannte ich daran auf der einen Seite ein "F" und auf der anderen ein "D". Es war tatsächlich der Grenzstein, und wir waren nun wirklich in Deutschland. Unsere Freude war unbeschreiblich, und wir folgten nun auf deutschem Gebiet weiter dem Lauf der Nied. Der Fluss aber kehrte in einem großen Bogen bis dicht an die Straße zum Kontrollpunkt zurück. Dort sahen wir niemand. Der französische Kontrollposten schien zu schlafen, denn auch die Straße lag in nächtlicher Ruhe. Um dennoch ungesehen zu bleiben, kletterten wir am steilen Hang, halbwegs zum Ufer unterhalb der Straße entlang, bis wir außer Sichtweite waren und wieder die Straße benutzen konnten.

Der Morgen graute schon, und wir hatten den kleinen Ort Niedaltdorf vor uns. Für uns war es höchste Zeit, uns nach einem Versteck umzusehen. Unmittelbar vor dem Dorfeingang verlief die Straße in östlicher Richtung weiter. Hier entdeckten wir, direkt an der linken Straßenseite, ein Gehöft mit einem hohen überdachten Strohschober daneben. Wir stiegen hinauf und legten uns oben im Stroh versteckt zur Ruhe. Obwohl uns der Hunger plagte, schliefen wir schnell ein.

Der erste Tag in Deutschland

Am andern Morgen, als jemand auf dem Hof Holz hackte, wurden wir in unseren "Strohbetten" wach. Um einem menschlichen Bedürfnis nachzukommen, suchten wir dringend eine Gelegenheit, unseren Schober zu verlassen. Wir kannten ja die Gesinnung der Hausbewohner nicht und scheuten uns, ihnen zu begegnen. So hofften wir, dass der Mann doch irgendwann im Haus verschwinden würde und wir dann unbemerkt vom Stroh hinabsteigen konnten, um uns zu erleichtern. Das tat dieser leider nicht, und wir konnten nicht mehr länger warten. Da machte sich mein Kamerad bemerkbar. Zu unserer Überraschung lief der Mann erschrocken in das Haus. Später erfuhren wir, dass er schwerhörig und etwas behindert war, und deshalb so merkwürdig reagierte. Kurz darauf legte jemand eine Leiter an den Strohdiemen und stieg zu uns hinauf. Der Mann stellte sich uns vor. Es war Herr Schwarz, der Hausbesitzer. Sofort hatte er erkannt, dass wir Kriegsgefangene waren und fragte uns nach dem "Woher und Wohin". Dann erklärte er, dass er uns helfen wolle. Wir sollten aber bis zur Dunkelheit in unserem Versteck bleiben, weil genau gegenüber im Gebäude auf der anderen Straßenseite Soldaten der französischen Besatzungsmacht Quartier bezogen hatten. Ich konnte nur staunen, dass wir nicht von ihnen entdeckt worden waren. War es doch schon fast hell geworden, als wir direkt ihnen gegenüber in den Strohschober gestiegen waren. Wie wunderbar hatte uns Gott vor dem Entdecktwerden bewahrt und in das richtige Haus geführt, so dass wir nicht wieder den Franzosen in die Hände gelaufen waren. Folgender Liedvers drückt unser Erleben aufs Beste aus: "Dir, Jesu, sei Lob und sei Ehr! Du bist meine Kraft, meine Ruh! Du hältst mich, was will ich noch mehr? Du kannst mich bewahren, und du willst mich bewahren! Allmächtig bist du!

Es war ein schöner, heller Novembermorgen und die Kälte war völlig gewichen. Der Tau hing noch wie helle kleine Perlen an den zwischen den schrägen Dachstreben gespannten Spinnennetzen. Die Ruhe und Entspannung im Stroh tat uns nach unseren langen Strapazen so gut, dass wir hier gerne bis zum Abend warten wollten. Dennoch war es uns eine sehr willkommene Überraschung, als um die Mittagszeit Herr Schwarz plötzlich die Leiter heraufgestiegen kam, und uns eine große Menge gute kräftige Suppe brachte, die schön dick und schmackhaft zubereitet war. Eine Frau aus dem Dorf hatte sie für uns gekocht, denn die Nachricht von den zwei auf der Flucht befindlichen Kriegsgefangenen hatte sich, obwohl streng vertraulich, so doch blitzschnell im Dorf verbreitet. Wir staunten über eine solche Wohltat. Diese Suppe war für uns ein wirkliches Festessen. Nun endlich, nach so langer Zeit, etwas Warmes im Magen! Wie wohl das tat! Darüber vergaßen wir unsere noch im Rucksack vorhandene "Futterrübenrohkost" gerne.

Am Nachmittag erlebten wir eine weitere Überraschung. Ein ganzer Brotlaib und eine mittellange dicke Zervelatwurst wurden uns als Reiseproviant für unsere Weiterreise heraufgereicht. Es war eine weitere Spende von Dorfbewohnern, die uns, als vogelfreie Flüchtlinge, in ihre liebevolle Fürsorge eingeschlossen hatten. Ohne dass sie sich dessen bewusst waren, hatte Gott sie dazu bewogen, für uns zu sorgen und er machte uns damit frei von aller Besorgnis. Mein Herz war von Dankbarkeit erfüllt. Gott hatte bestätigt, was Julius Sturm in seinem Lied zum Ausdruck bringt. "Herz, lass dein Sorgen sein! Sorgen schafft Angst und Pein und frommt doch nicht. Vertrau auf Gott den Herrn, sein Hilf' ist dir nicht fern. Gott schlummert nicht. Nimm doch die Vöglein wahr, die aller Sorgen bar, so fröhlich sind! Gott, der Herr nähret sie! Bist Du nicht mehr als sie, nicht Gottes Kind?"

Als es dunkel wurde, und wir von den Franzosen nicht mehr gesehen werden konnten, nahm uns Herr Schwarz in sein Haus auf. Er klärte uns über die neuen Verhältnisse, die seit der Besetzung durch die Siegermächte in Deutschland herrschten, auf.

Hier waren wir also in der französischen Besatzungszone. Alle Saarübergänge innerhalb der Zone und alle Rheinübergänge wurden scharf kontrolliert. Die Deutschen hatten einen provisorischen Ausweis ohne Foto, die "Kennkarte", bekommen, womit man sich jederzeit ausweisen können musste. Herr Schwarz war inzwischen auch in dieser Hinsicht für uns tätig geworden. Er hatte sich im Dorf von zwei Männern, die etwa unserem Alter entsprachen, zwei Kennkarten ausgeliehen und händigte sie uns aus. Nun galt es, die Namen, Geburtsorte und die Geburtstage zu erlernen, damit wir auf Befragen bei den Kontrollen, die uns beim Übergang der Saar bevorstanden, die richtige Auskunft geben konnten. Diese Kontrollen wurden immer wieder durchgeführt, um Leute mit falschen Ausweisen zu erkennen und dann gefangen zu nehmen. Es wurde uns auch erklärt, dass wir in unseren amerikanischen Uniformen nicht weiterziehen könnten, denn daran würden die Franzosen uns sofort als geflohene amerikanische Kriegsgefangene erkennen. Frau Schwarz suchte deshalb auf dem Dachboden die besten alten Kleider für uns aus und nähte und flickte sie mit mehreren Anproben so zurecht, dass sie einigermaßen ordentlich saßen und wir uns damit sehen lassen konnten. Zwischendurch nahmen wir mit ihnen das Abendessen ein. Es war sehr spät in der Nacht, als die Näharbeit endlich getan war. Jeder von uns erhielt noch DM 50.- (heute ein Wert von ca. 300 DM) ausgehändigt, womit wir unsere Heimfahrt bestreiten sollten. Wir konnten ihnen nur von ganzen Herzen unseren Dank für all die großzügige Hilfe aussprechen und versprachen, ihnen diese Auslagen umgehend zurückzusenden. Als wir endlich zur Ruhe kamen, durften wir auf den Sofas im Hause nächtigen.

Auf der Reise bis zum Rhein

Am nächsten Morgen erwachten wir froh über alle im Haus erfahrene Hilfe und darüber, dass wir nun als normale Reisende ein großes Stück weiter nach Hause kommen würden. Nach einem guten Morgenfrühstück probten wir noch einmal die Daten unserer Kennkarten und brachen dann zur Weiterreise auf. Herr Schwarz ging mit uns und führte uns an verschiedenen Dörfern vorbei bis an die Behelfsbrücke, die über die Saar führte. Hier prüfte der französische Wachposten unsere Kennkarten und verzichtete auf eine weitere Befragung. Erleichtert gingen wir deshalb miteinander hinüber zum anderen Ufer, wo wir gleich zum Bahnhof Beckingen kamen. Hier blieb Herr Schwarz noch ein wenig bei uns, bis er dann mit den uns ausgeliehenen Kennkarten wieder den Heimweg antrat. Er hatte wirklich alles für uns getan, was man tun konnte und war, gemäß den Worten des Herrn Jesus in Matthäus 5,41 nicht nur eine Meile mit uns gegangen, weil er uns so wohlbedacht versorgte, sondern dazu noch ungenötigt auch die zweite, indem er uns die Heimreise mit der Bahn ermöglichte.

Wir lösten uns nun Fahrkarten bis nach Ludwigshafen/Rh. und wollten dort sehen, wie wir über den Rhein in die amerikanische Besatzungszone nach Mannheim kämen, um von dort mit der Schnellstraßenbahn nach Heidelberg zu gelangen, wo mein Kamerad seinen Wohnsitz hatte. Es dauerte nicht lange, bis ein Zug kam und wir gerieten beim Einsteigen in einen Waggon für Reisende mit Traglasten. Rundherum an den Wänden im großen Abteil waren Bretterbänke, also ein alter Viertklassewagen aus früherer Zeit. Wir versuchten, uns möglichst unauffällig zu verhalten, aber dennoch fühlten wir manchmal beobachtende Augen auf uns ruhen. Nach einiger Zeit nickte mir eine Frau mit freundlicher Miene zu, kam schließlich zu mir und flüsterte mir so leise wie möglich ins Ohr: "Ihr seid doch gewiss Kriegsgefangene!" Ich nickte nur ein wenig. Sie bestätigte mir dann ebenso leise: "Das sieht man euch an", und ging wieder an ihren Platz. Das riet uns zur Vorsicht. Ob wir ihr zu abgemagert vorkamen oder ob uns unsere etwas ungepflegte Erscheinung und die nicht ganz sitzende Kleidung verraten hatte?

Als wir in Ludwigshafen aus dem Zug stiegen, gingen wir zuerst zu Frau Herrmann in die Prinzregentenstraße, wo ich früher einmal gewohnt hatte. Diese, früher einmal vornehm gewesene Straße aus Wilhelminischer Zeit, und der Nordteil der Stadt, waren im Kriege bei den Bombenangriffen unversehrt geblieben. Ich war damals in den Süden der Stadt gezogen, wo alles - wie in der Stadtmitte - in Trümmern lag. Dort war ich total ausgebombt worden. Als ich wieder zum Militär einberufen wurde, hatte ich einen Koffer mit meinen Habseligkeiten bei meinen ehemaligen Wirtsleuten, der Familie Herrmann, zur sicheren Aufbewahrung untergebracht. Als wir nun hier an der Wohnungstür schellten und Frau Herrmann uns öffnete, fiel sie fast aus allen Wolken, so überrascht und erstaunt war sie, mich als flüchtigen Kriegsgefangenen wiederzusehen. Sie nahm uns gerne auf und beriet nun mit uns, wie wir am besten weiterkommen könnten. Die größte Schwierigkeit, die wir zu überwinden hatten, war der Rheinübergang. Der Rhein war die Grenze zwischen der französischen und der amerikanischen Besatzungszone und streng bewacht. Auf der amerikanischen Seite würde es leichter sein weiterzukommen.

Nachdem wir gehört hatten, dass es gelegentlich Lücken bei der Kontrolle gab, entschlossen wir uns, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Die Tochter Inge erbot sich, meinen Koffer auf die andere Rheinseite zu bringen und dort zu hinterlegen. Wenn keine Kontrollen wären, wollte sie uns sofort verständigen, damit wir nachfolgen könnten. Sie fasste sich Mut und ging uns voran. Leider musste sie aber erkennen, dass die Kontrollen an diesem Tag sehr gründlich durchgeführt wurden und sogar der Inhalt der Koffer geprüft wurde. Da erschrak sie so sehr, dass sie, um nicht selbst in Verdacht zu kommen, den Koffer stehen ließ, und schnell weglief. Sie kam innerlich ganz aufgelöst zurück. Ich tröstete sie und erklärte ihr, dass mir das Risiko bewusst gewesen sei, und ich mit dem Verlust des Koffers hätte rechnen müssen. Sie hatte ja immerhin diesen mutigen Einsatz für mich gewagt. Ich war ihr dafür dankbar. Doch nun war guter Rat wieder teuer. Wir verfügten ja nicht über die obligatorische Kennkarte, ohne die sich niemand auf der Straße aufhalten durfte. So waren wir sehr auf Gottes weitere Führung angewiesen und verließen unsere Gastgeber, um weiter zu sehen, wo sich ein Weg für uns zeigen würde.

"Herr, wenn ich dies seh' - deinen Weg nicht versteh'!. Und meine Gedanken kommen ins Wanken. Gegen allen Verstand führt oft deine Hand! Sie wird sicher mich leiten, um übers Wasser zu schreiten. Hielt mich fest bei der Hand, bis nach Hause ich fand. Führt mich sicher und weise nach seiner himmlischen Weise. Nichts Schöneres kann es geben, als mit diesem Herrn zu leben."

Unser Weg führte uns nun südlich am Rheinufer entlang, um nach Möglichkeiten zum Übersetzen auf das andere Ufer zu sehen. Dabei kamen wir über Altrip nach Otterstadt, wo wir endlich von einer solchen Gelegenheit hörten. Um diese wahrnehmen zu können, begaben wir uns um den Altrheinarm herum nach Norden, wo an dessen Winkel mit dem

Rhein ein altes Schiff verankert lag.

Hier hauste ein Schiffer mit seiner Schwester, der die heimlichen Überfahrten über den Rhein besorgte. Wir vertrauten uns ihm an, und er war bereit, uns hinüberzubringen. Er schien eine zwielichtige Person zu sein, und wir fühlten uns nicht wohl in seiner Gegenwart. Für die Überfahrt nahm er uns sehr viel Geld ab, so dass unsere Barschaft für die Weiterreise nach Hause knapp wurde. Aber wir waren ja in seiner Hand. Er überließ uns eine kleine Koje auf seinem verhältnismäßig großen Wohnschiff. Darin herrschte ein großes Durcheinander, und das Bettzeug war äußerst unappetitlich und schmutzig. Es ekelte uns an. Aber was half's, wir mussten dankbar sein, eine Möglichkeit gefunden zu haben, über den Rhein zu kommen. Mit der Überfahrt hatte er es nicht sehr eilig. Vielleicht wartete er, ob noch andere "Fahrgäste" mitfahren wollten. So blieben wir in dieser Nacht auf dem Schiff und schliefen, nachdem nun eine Lösung gefunden schien, trotzdem gut in der schmutzigen Bude. Am folgenden Tag nutzten wir die Zwangspause, um uns die Gegend am Rhein ein wenig anzuschauen, denn die Überfahrt sollte erst am darauf folgenden Morgen stattfinden. Jetzt kam uns unser Reiseproviant aus Niedaltdorf sehr zustatten. Wir verspeisten den Rest unseres Brotes samt der Dauerwurst in dankbarer Rückerinnerung an die freundlichen Einwohner dort. Alles hatte gut gereicht.

Heimkehr

Nach einem recht unruhigen Schlaf in der letzten Nacht stiegen wir im Morgengrauen (ca 7.30 Uhr) des neuen Tages mit noch einigen anderen Reisenden in ein Boot des jungen Fährmanns am Ende des Altrheins. Er brachte uns mit viel Umsicht wohlbehalten über den Rhein, wo wir sogleich über die Wiesen am Ufer der Rheinaue weitergingen. Niemand hatte uns beobachtet, und wir waren jetzt endlich in der amerikanisch besetzten Zone. Bald kamen wir auf die Landstraße und gingen über Brühl nach Schwetzingen. Hier stiegen wir in die Straßenbahn, bei deren Firma mein Kamerad beschäftigt war, und fuhren nach Heidelberg. Als er etwa um 10 Uhr an seiner Wohnungstür schellte und seine Frau sie öffnete, war die Überraschung riesengroß, denn sie war auch eineinhalb Jahre ohne Nachricht geblieben. Sie lagen sich in den Armen und weinten vor Freude.

Nachdem wir von unserem Ergehen und unserer Flucht ein wenig berichtet hatten, meinte auch die Frau meines Kameraden, dass ich nicht in meinen so schäbig aussehenden Kleidern die Heimreise antreten solle. Sie lieh mir einen Anzug ihres Mannes, und ich wechselte die Kleider. So konnte ich, ohne weiteren Verdächtigungen ausgesetzt zu sein, in ordentlicher Kleidung die Heimfahrt antreten. Dafür war ich ihnen sehr dankbar und verabschiedete mich alsbald.

Guten Mutes ging ich dann zum Bahnhof, um nun sobald wie möglich auch nach Hause zu kommen. Am Nachmittag kam ich mit der Straßenbahn in Arheilgen an. Als ich dann am Hoftor vor dem Hause meiner Schwiegereltern stand, sah ich zu allererst meine liebe Frau, die gerade den Hof fegte. Ich klingelte und trat zur Seite, um nicht gleich gesehen zu werden. Als sie dann selbst öffnete, trat ich hervor und auch wir lagen uns in den Armen. Die Freude, dass wir uns gesund wieder hatten, war unbeschreiblich.

Uns blieb nur aus tiefstem Herzen ein aufrichtiges: "**Gott sei Dank!".**

P.S.: Auch für meine Wiederintegrierung in der Heimat erlebte ich Gottes Fürsorge. Es bestand ein Erlass von Seiten der Besatzungsmacht, dass niemand ohne ordnungsgemäßen Entlassungsschein aus der Kriegsgefangenschaft wieder in die Melderegister aufgenommen werden durfte. Somit konnten Nichtregistrierte weder Lebensmittelkarten noch Bezugscheine für lebenswichtige Güter erhalten.

In dieser Angelegenheit half mir mein Freund Jakob Höfle, der gleichzeitig sowohl als Dolmetscher zwischen der deutschen Behörde und der amerikanischen Besatzungsmacht, sowie als Standesbeamter in Hofheim/Ried tätig war. Ihm war es möglich, mich dort auf dem Einwohnermeldeamt anzumelden. Nach einigen Tagen bekam ich dann die Umzugspapiere nach Darmstadt.

Durch einen Bekannten meines Schwagers aus Gronau bei Bensheim, der das Büro des Captains im Entlassungslager für amerikanische Kriegsgefangene in Darmstadt führte, konnte ich später auch noch meinen Entlassungsschein empfangen. Ohne dieses Papier konnte man weder Wohnrecht noch einen Arbeitsplatz erhalten.

Dazu stellte ich mich verabredungsgemäß am 8. Februar 1946 zu den neu nach Darmstadt zur Entlassung angekommenen Soldaten und ging mit ihnen ins Lager. Noch am gleichen Vormittag wurde ich ordnungsgemäß mit 40 Reichsmark Taschengeld aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen.

Jahre später fuhren wir mit dem Auto meinen Fluchtweg noch einmal ab und besuchten auch die Familie Schwarz, welcher ich so viel zu danken hatte. Ihnen sei mit dieser Niederschrift ein Denkmal gesetzt. Frau Schwarz kam später auch mehrmals für einige Tage zu uns, während Herr Schwarz schon verhältnismäßig früh verstorben ist. Sie sprach gerne mit uns über unseren Glauben an Jesus Christus und wir pflegten diese Freundschaft bis zu ihrem Heimgang.

Mit meinem Fluchtkameraden versuchte ich später noch einmal, Verbindung aufzunehmen, was mir aber leider nicht gelang.

Information über den Soldatenfriedhof Andilly heute

33.085 Gefallene ruhen in Andilly

Der deutsche Soldatenfriedhof liegt im französischen Département Meurthe-et-Moselle, etwa 12 km nördlich der Stadt Toul und ist der größte Soldatenfriedhof des 2. Weltkrieges in Frankreich.

In der Gemarkung des kleinen Ortes Andilly, der kaum 250 Einwohner zählt, begann am 12. September 1944 der amerikanische Gräberdienst mit der Einbettung eigener und deutscher Gefallener. Es handelte sich dabei meist um Tote, die im Raum westlich von Metz gefallen waren. So entstand der "US Temporary Cemetery Andilly" für 3.400 amerikanische und 5.000 deutsche Soldaten.

In den Jahren 1944/46 legte der amerikanische Gräberdienst in St. Avold einen endgültigen Friedhof für seine Gefallenen an und führte alle auf provisorischen Anlagen Bestattete, darunter auch die Toten von Andilly auf diese Anlage über. Die auf den provisorischen Anlagen ruhenden deutschen Soldaten wurden nach Andilly überführt. Es kamen 575 Gefallene aus St. Avold und 4.891 aus Epinal-Dinozé, so dass die Zahl der in Andilly ruhenden Soldaten auf 11.000 anstieg.

Im deutsch-französischen Kriegsgräberabkommen vom Jahre 1955 wurde vereinbart, dass Andilly als endgültiger deutscher Sammelfriedhof bestehen bleibt. Zubettungen begannen im Jahre 1957 aus den Départements Nièvre, Saône-et-Loire, Côte d'Or, Haute-Marne, Jura, Doubs, Haute-Saône, Vosges, Belfort, Meuse und Meurthe-et-Moselle.

Bei den Umbettungsaktionen mit einer planmäßigen Durchsuchung des gesamten Geländes wurden fast 2.000 bis dahin in der Grablage unbekannte deutsche Tote, vor allem in den Vogesen, gefunden.

Nach Abschluss der Umbettungsarbeiten im Frühjahr 1961 konnte mit der gärtnerischen und baulichen Gestaltung des Friedhofes begonnen werden.

Ein Wall mit tiefem Graben, der mit Strauchwerk und leichtem Gehölz bepflanzt ist, bildet eine dauerhafte Einfriedung. Verstreut stehende Baumgruppen und ein dichter Kranz von Bäumen rund um den Friedhof verleihen diesem bereits heute den Charakter eines lichten Haines.

Durch eine kunstgeschmiedete Tür im Eingangsbau betritt der Besucher den Friedhof und hat von hier aus einen weiten Blick über das Gräberfeld. Links liegt die Ehrenhalle, deren Nischenwand das Mosaik von drei trauernden Soldaten zeigt. Der Altarstein davor trägt die Inschrift: "33.085 deutsche Soldaten sind auf diesem Soldatenfriedhof zur letzten Ruhe gebettet". In einer Nischenwand steht ein Kreuz, das einst auf dem deutschen Soldatenfriedhof Pouxeux gestanden hat. Deutsche Kriegsgefangene haben es für ihre toten Kameraden geschnitzt. Auf der rechten Seite, in einem kleinen Raum,

liegen in einem Schrein Namensbücher der hier Bestatteten aus.

Der Friedhof wurde am 29. September 1962 eingeweiht.“

Neubeginn nach Kriegsende

Die Firma E.Merck hatte an die Besatzungsmacht ein Gesuch um vorzeitige Entlassung wegen der Dringlichkeit des Wiederaufbaus in Darmstadt für Helmut gestellt. So folgte er diesem Ruf und war wieder Konstrukteur in dieser Firma. Da mein Elternhaus von den Bomben verschont geblieben war, blieben wir während unserer ersten Ehejahre in dieser Großfamilie und ich half im elterlichen Geschäft. Die Wohnverhältnisse waren sehr beengt, weil bei uns auch Bombengeschädigte aus Darmstadt einquartiert waren. Es gab nur eine gemeinsame Küche und der Wohnraum, mit Ausnahme der Schlafzimmer wurde gemeinsam mit den Eltern und der Familie meiner Schwester bewohnt. Man war dankbar, den Krieg überlebt zu haben ich kann mich an keine Störungen im Zusammenleben erinnern.

Da Darmstadt mit Ausnahme einiger Randbezirke völlig zerstört war, fehlte es an allen Ecken, was im elterlichen Geschäft besonders deutlich zu spüren war. Helmut und auch der im gleichen Haus wohnende Schwager Willi Euler, begannen deshalb in den Lagerräumen meiner Eltern mit der Herstellung von Behelfsartikeln. Aus den großen Schrottsammlungen der amerikanischen Besatzungsmacht wurden aus Blechdosen Kochgeschirre, Kellen und ähnliche Gebrauchsartikel hergestellt. Erste Spielzeuge aus Holz wurden gefertigt und im elterlichen Geschäft und auch in der Umgebung verkauft. Dies begann zunächst als Handwerksbetrieb, den Helmut auf seinen Namen bei der Handwerkskammer anmeldete und der sich dann später weiter entwickelte. Über diese Entwicklung hat er selbst einen Bericht in der Bücherserie des Roether Verlags Darmstadt unter dem Titel „Erlebte Vergangenheit“ gegeben, den ich hiermit einfüge:

Firmengründung in der Nachkriegszeit

„Der Krieg war zu Ende und Darmstadt lag in Trümmern. Für die meisten Menschen bedeutete das ein völliger Neubeginn und den ach so mühsamen Aufbau einer neuen Existenz. Man sah alte Leute und Kinder in den Trümmern der zerstörten Stadt, wie sie Steine abklopften und oft genug in Handwagen oder sonstigen selbst hergestellten Karren nach Hause zogen. Auch ich hatte einen Neuanfang beschlossen. Der Kriegsgefangenschaft hatte ich selbst ein Ende gemacht und war in einer abenteuerlichen Flucht viele Nächte aus Frankreich heimgewandert. Es drängte mich am Neuaufbau unseres Landes teilzunehmen. Das war für mich schon ein Risiko, meine sichere Stellung als Ingenieur in der chemischen Industrie, die ich zunächst wieder kurzfristig aufgenommen hatte, aufzugeben und den Neuanfang zu wagen.

Der Anfang war sehr schwer und der Mangel an Allem unvorstellbar groß. Da die deutschen Länder anfangs wirtschaftlich voneinander getrennt waren und das Land Hessen deshalb nur schwer Kinderwagen aus Bayern "importieren" konnte (die Bundesrepublik gab es damals noch nicht), bekamen wir vom Landeswirtschaftsamt grünes Licht für die Herstellung von Kinderwagen. Damit begannen wir; und dies war der Anfang der heutigen Firma H. Diedrichs KG in Darmstadt-Wixhausen. Zunächst sollte auf dem Grundstück meines Schwiegervaters Karl Fritz, damals ein großes Haushaltswarengeschäft in Arheilgen, ein Fabrikgebäude erstellt werden. Hierfür bekamen wir die Genehmigung zur Entnahme von Trümmersteinen aus der Innenstadt. Ein Arheilger Fuhrunternehmen half uns mit einem uralten Lastwagen. Auf dessen Ladefläche stand ein "Ofen", dessen Energie dazu diente, den Motor zu betreiben. Für diesen Holzvergaser gab es genug Holzabfälle, die sich ebenfalls in Darmstadts Trümmern reichlich fanden. Auch ein befreundeter Bauer aus Arheilgen setzte sich für uns ein und holte mit Pferd und Wagen, was zum Bauen be-

nötigt wurde. So konnten wir beginnen. Noch bevor alles fertig war, begann schon die Produktion. Das erste Kindersportwagen-Modell wurde natürlich nur aus vorhandenem behelfsmäßigem Material gebaut. Eisen und Textilien waren bewirtschaftet (d.h. man konnte sie nur mit Sondergenehmigungen kaufen) und, weil sie für wichtigere Dinge gebraucht wurden, nicht zu beschaffen. So galt es, Ausschau zu halten nach dem, was so an "Schrott" zur Verfügung stand, um damit zu improvisieren. Eisen ersetzten wir durch Holz. Als Achsen für die Kinderwagen dienten uns Gewehrgeschoßhülsen, die in Darmstadt in großen Mengen gelagert waren. Sie wurden, ihrer leicht konischen Form wegen, im Laufflächenbereich fein zylindrisch abgedreht und in den vierkantigen Achsträger aus Buchenholz an beiden Enden mit der Öffnung so eingepresst, dass sich der Rand der Hülse im Holz verkrallte und eine unlösliche Verbindung entstand. Die Räder drechselten wir aus Buchenholz. Als Reifen fanden wir kräftige Rundschnurringe aus Gummi. Um den Effekt einer Radblendkappe zu erreichen, pressten wir entsprechende blankgedrehte Radnaben aus Aluminiumguss ein. Diese konnten wir in Arheilgen bei der Firma Germann aus Aluminiumschrott gießen lassen. Als Ersatz für die Stahlfederung wurde für das Fahrgestell eine Blattfederung aus Buchenholz entwickelt. Zwischen je einem heißgeformten unteren und oberen Federblatt befanden sich die Achskörper. An ihren Enden waren beide Federn nach oben gebogen und mit einem beweglichen Hängeglied verbunden. Daran wurde der Wagenkörper mit etwas Spannung in das Fahrgestell eingehängt. Sitze, Rücklehnen und Seitenteile konnten, mangels anderer Materialien, nur mit kräftigem Jute-Papier-Gewebe gepolstert werden. Die Außenfläche schmückte ein feines Holzgeflecht, und die daran angebrachten hölzernen Schiebestangen zierten bogenförmige blanke Aluminiumecken am Griff. Den Haltegurt flochten wir aus Sackbändern. Dieses Material und die Verschlüsse dazu standen uns aus ehemaligen Wehrmachtsbeständen reichlich zur Verfügung. Die Produktion von Farben und Lacken war in Darmstadt schon verhältnismäßig früh wieder angelaufen.

Puppenwagen Modell 6220 aus ca. 1953
einzig erhaltener „Kinderwagen“

Die Gründungsväter der Firma Farbenkrauth, die heute in Pfungstadt produziert, fingen etwa zur gleichen Zeit im Keller ihres Wohnhauses wieder mit der Herstellung ihrer Lacke an und lieferten uns verhältnismäßig früh einen recht guten Lack.

Dieser erste Kinderwagen, ein Notprodukt der Nachkriegszeit, war stabil, half vielen Menschen aus großer Verlegenheit, wurde gerne gekauft und vom Landeswirtschaftsamt wohlwollend anerkannt. So wurden aus Militärschrott "Schwerter" zu Kinderwagen.

In unserer Kinderwagenfabrikation mussten wir auch mit mancherlei anderen Schwierigkeiten fertig werden. Notwendige Einrichtungen waren nicht zu beschaffen. Die ersten Maschinen für das Pressen von Seitenteilen konstruierten und bauten wir uns deshalb selbst. Die ersten Pressformen wurden aus einem armierten Spezialbeton von einem fein geformten Plastilinmodell vorsichtig so abgegossen, dass die Pressfläche spiegelblank wurde und keine Nacharbeit mehr notwendig war.

Bei allen Schwierigkeiten und Ausweglosigkeiten, die immer wieder auftraten, wusste ich mich im Wagnis von einem unverbrüchlichen Vertrauen zu Gott geleitet. Dieses Vertrauen

wurde damals oft starken Belastungen ausgesetzt. Das galt besonders im Blick auf die in dieser Zeit zwangsläufig geschwächte Finanzkraft beim Aufbau der Firmen. Unvergesslich ist mir eine missliche Situation geblieben, die dadurch entstanden war, dass über einen verhältnismäßig langen Zeitpunkt die Zahlungen unserer Kunden unerwartet ausblieben. Die Kapitaldecke meines jungen Betriebes war sowieso dünn, und gerade ausreichend für den normalen Geschäftsbetrieb. Darum hofften wir Woche für Woche auf Zahlungseingänge, aber vergeblich! Eine brenzlige Lage entstand! Wir wussten nicht mehr, woher wir das Geld für die Lohnzahlungen am Wochenende nehmen sollten. Obwohl ich auf Gottes Hilfe vertraute, blieben die Zahlungen weiter aus. Auch am Zahltag waren weder mit der Post noch bei der Bank Zahlungen eingegangen. Den ganzen Vormittag warteten wir vergebens; nur ein Wunder konnte uns noch helfen.... und es kam. Am Nachmittag erschien unangemeldet ein Kunde aus Bad Hersfeld mit einem Lastwagen und kaufte so viele Kinderwagen, wie er auf sein Fahrzeug laden konnte. Überraschend bezahlte er die hohe Rechnung gleich sofort in bar. Das war weit mehr, als für die Lohn- und Gehaltszahlungen an diesem Tag gebraucht wurde. Unsere Freude und Dankbarkeit Gott gegenüber war sehr groß.

Als dann mit den Jahren das Kinderwagenprogramm voll ausgebaut wurde, entstand akuter Platzmangel und der Betrieb wurde auf ein neues, größeres Gelände nach Wixhausen verlegt. Die Einweihung wurde 1951 im Beisein des Landrates und des Bürgermeisters von Wixhausen festlich begangen.

Durch die Entwicklung eines Tiefpressverfahrens für Spezialpappe, wie es damals für Kinderwagen in Stromlinienform benötigt wurde, interessierte sich auch die Kraftfahrzeugindustrie für uns. Das Volkswagenwerk hatte damals ein Problem mit der Schutzwand im Kofferraum des "Käfers". Dieses Formteil aus Faserguss, das die Rückseite des Armaturenbrettes gegen die Gepäckstücke schützte, kam leicht zu Bruch und verursachte viele Reklamationen. Hier konnten wir mit einem von uns neu konstruierten tiefgepressten Formteil aus fester Karosseriepappe, das schlagfest und unzerbrechlich war, helfen. Das war der Beginn der Umstellung unserer Firma auf die Belieferung der Kraftfahrzeugindustrie und andere. Die Erstellung der millionsten Schutzwand wurde dann auch entsprechend gefeiert. Im Ganzen wurden ca. viereinhalb Millionen Stück dieses Artikels bei uns hergestellt.

Noch eine Begebenheit bleibt mir unvergessen.- Ein Telefonanruf: "Könnt ihr uns sofort helfen? Bitte! In 36 Stunden müsste sonst das Montageband stehen bleiben!" - Solche Stillstände sind ein Betriebsschreck, weil sie eine Unsumme kosten. Da es sich um die Firma Daimler-Benz handelte, sagten wir sofortige Hilfe, mit dem Wunsch auf Nachfolgeaufträge zu. Der ganze Sachverhalt war so: Ein Lastzug mit geformten Karosserie-Pappeteilen war auf dem Weg zum Daimler-Werk umgestürzt und alle Teile hatten ihre Form verloren. Neues Material war nicht vorhanden und auch nicht so schnell anzufertigen. Ich besprach mich mit meinen Mitarbeitern, die sich sofort bereit erklärten, die Nacht noch zusätzlich durchzuarbeiten. So konnte ich eine schnelle und formbeständige Aufarbeitung der Teile zusagen. Die Zeichnungen wurden uns durch Boten überbracht und sofort Behelfs-Presswerkzeuge aus Holz, mit Blech armiert, über Nacht hergestellt. Die Teile konnten so umgehend alle aufgearbeitet werden und sind rechtzeitig am Montageband eingetroffen. Die Firma hielt Wort, gab uns auch bald Nachfolgeaufträge, und noch heute arbeiten wir für diesen ersten Kunden.

Inzwischen habe ich die Firma an meinen ältesten Sohn übergeben, der das Produktionsprogramm weiter ausgebaut hat. Er ist heute fachlich führend auf dem Gebiet von Isolie-

rungen für Auspuffanlagen gegen Schall und Wärme durch innovative Impulse und Patente. Neben der Weiterentwicklung in Richtung Kunststoff- und Isolationstechnik ist die Pappeziehtechnik immer noch ein fester Bestandteil der Produktionspalette geblieben. In vielen schwierigen, manchmal ausweglos erscheinenden Situationen, die sich im Laufe der Jahre immer wieder einstellten, wurde ich in meinem Vertrauen auf Gott nie enttäuscht. Ich lernte dabei, schwere Lasten abzulegen, so dass ich trotz allem innerlich befreit und froh leben konnte und bis ins Alter im Herzen jung geblieben bin. Das hat mein Leben reich gemacht.

1975 - Helmut K. Diedrichs“

Soweit der Bericht über die Gründung der Firma H. Diedrichs KG, als deren Inhaber und Geschäftsführer er nun seine endgültige berufliche Lebensaufgabe gefunden hatte. Über die Entwicklung und seinen Einsatz hier, bis zu deren Übergabe an unseren Sohn Helmut, hat er selbst berichtet. Ich füge deshalb diesen Bericht der Vollständigkeit halber hier mit ein, auch wenn einige Aussagen sich wiederholen.

Die Firma H. Diedrichs KG

Darmstadt zur Zeit der Firmengründung

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges war der Rechtsanwalt Ludwig Metzger von der Besatzungsmacht zum Bürgermeister in Darmstadt bestimmt worden. Dieser war ein sehr begabter und mutiger Mann, der sogleich damit begann, eine neue Verwaltung aufzubauen und auch fähige Männer berief, die mit anpackten. Er musste sich durch viel Mühsal und Widerstand Einfluss verschaffen. Da die Wirtschaft noch völlig am Boden lag, fehlte es auch ihm zur Bewältigung dieser großen Aufgabe am Notwendigsten. Es gab weder Telefon noch Post. Die ganze Infrastruktur musste wieder hergestellt werden. Die Not in Darmstadt war wirklich riesengroß.

Karl Fritz, Schwiegervater von uns beiden ersten geschäftsführenden Gründergesellschaftern, betrieb zu dieser Zeit sein Porzellan-, Haus- und Küchengerätegeschäft in Damstadt-Arheilgen, das von den Kriegseinwirkungen verschont geblieben war. In dem Bestreben, Ware für seine Kunden zu beschaffen, beschloss man im Familienrat zur Selbsthilfe zu greifen und plante eine eigene Produktion; zunächst auf dem Geschäftsgrundstück in **Darmstadt-Arheilgen, Frankfurter Straße 5 (**heute Frankfurter Landstraße 199).

Ingenieur H. Diedrichs, Holz- und Metallwarenfabrik

Nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, hatte ich die Möglichkeit, die Firma auf meinen Namen anzumelden. Sie wurde **am 2. Februar 1946** als **Firma Ing. Helmut Diedrichs, Holz- und Metallwarenfabrikation Darmstadt-Arheilgen,** wegen der zunächst noch nicht angelaufenen Administration, als Handwerksbetrieb gegründet.

Zunächst waren es einfache Gebrauchsgegenstände, die aus Abfallmaterial (Kriegsschrott) entstanden. Aus Holz und aus gebrauchten Blechdosen der Besatzungsmächte wurden Schöpfer, Kellen, auch Kochtöpfe, gern gekaufte **Dosen, Serviettenständer, Bilder und einfache Kinderspielzeuge** hergestellt**.** In dieser Zeit war man sehr erfinderisch, um mit den primitiven Verhältnissen einer zerstörten Handwerks- und Wirtschaftsstruktur fertig zu werden.

Familienbetrieb und Neubau

Ich, Helmut K. Diedrichs, war Geschäftsführer und mir oblag, neben der kaufmännischen und technischen Verantwortung, auch die Planung und Entwicklung der Fertigung und der Entwürfe für die Produktion. Mein Schwager **Willi Euler** war Fertigungsleiter. Die Arbeitskontrolle lag in den Händen meiner Schwägerin Lydia Euler. Meine Frau war für Buchhaltung und Schriftverkehr zuständig. Für den Vertrieb sorgte der Vater, Kaufmann Karl Fritz.

Es war ein kleiner **Familienbetrieb**, der zu Beginn ca. 10 Leute beschäftigte. Gefertigt wurde zunächst im Keller und in Nebengebäuden der Firma Karl Fritz, Haushaltswarengeschäft, Frankfurter Straße 5 (heute: Frankfurter Landstr. 199). Die Räumlichkeiten erwiesen sich aber schon nach kurzer Zeit als völlig unzureichend.

Gründergesellschafter:
Links: Lydia und Willi Euler, rechts: Helmut u. Ruth Diedrichs
Mitte: Hedwig Dingeldein mit Tochter Ruth

Schon ein Jahr später (1947) errichtete Karl Fritz deshalb einen **größeren Neubau** auf seinem Grundstück, den er der Firma zur Verfügung stellte, und der somit die Möglichkeit zur Weiterentwicklung gab. Dieser Neubau wurde fast ausschließlich mit Trümmersteinen aus der zerstörten Innenstadt gebaut.

Am 6. April 1946 wurde die Firma als **Euler & Diedrichs KG, Preß- und Stanzwerk, Darmstadt-Arheilgen** auf eine breitere Basis gestellt und bei der Industrie- und Handelskammer angemeldet und rückwirkend zum **1. März 1946** gerichtlich eingetragen.

Gesellschafter waren als Komplementäre:
Helmut Diedrichs, Geschäftsführer,
und Willi Euler;
als Kommanditisten:
Karl (1) und Mathilde Fritz,
Ruth Diedrichs geb. Fritz (2),
Lydia Euler geb. Fritz (2),
Hedwig Dingeldein geb. Fritz (2),
Auguste Fritz (1).

(1) = Geschwister der 1. Generation
(2) = Geschwister der 2. Generation

Kinderwagenfertigung

Ursprünglich plante ich den Bau von Filmapparaten und hatte bereits eine Erfindung zum Patent angemeldet und auf diesem Gebiet schon Pläne entworfen. Willi Euler war von Beruf Weber. Diese Tätigkeit konnte er aufgrund seiner Kriegsverletzung nicht mehr ausüben. Dann kam alles ganz anders.

Es gab in Hessen, das sich infolge der noch nicht aufgebauten Infrastruktur selbst versorgen musste, keine Kinderwagenfabriken. Damals waren auf Betreiben der Alliierten die einzelnen Bundesländer völlig selbständige Zonen, und der Warenaustausch untereinander stets mit Kompensationsforderungen verbunden. Deshalb versuchten die einzelnen Länder möglichst autark zu werden.

So wurde uns vom Landeswirtschaftsamt empfohlen, eine Kinderwagenproduktion in die Fertigung aufzunehmen. Man versprach dafür Unterstützung bei der Beschaffung der notwendigen Rohstoffe. Schon 1947 erfolgte der Start der Kinderwagenfertigung.

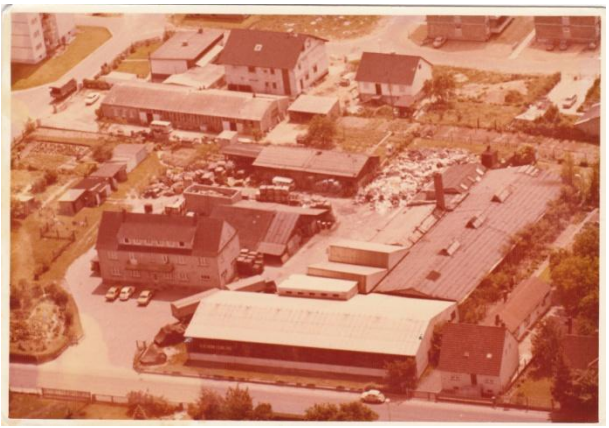
Erstes Wachstum

Das Wohlwollen des Leiters des Städtischen Wirtschaftsamtes, Herrn Seffrin, wird durch folgende Zeilen aus seinem Schreiben vom 30. Oktober 1947 deutlich:

"Ich hoffe, daß es Ihnen und Ihrer sehr geschätzten Familie gut geht und auch, daß Ihre Fabrik sich so entwickelt, wie Sie sich das wünschen. Ich kann Ihnen verraten, daß man bereits in München, wo ich kürzlich gewesen bin, über Ihren Betrieb spricht, und zwar mit aller Hochachtung."

Die größten Anlaufschwierigkeiten waren nun überwunden. Im **März 1950** wurden **monatlich schon 700 Kinderwagen** in verschiedenen Modellen gefertigt. Für die nächsten Monate waren bereits 1000 Stück geplant.

Erwerb und Bebauung des Firmengrundstückes in Wixhausen



Schon einige Zeit machte sich auch im schönen Neubau die Enge und Begrenztheit störend bemerkbar. Selbst die zusätzlich beim Nachbarn Völger angemieteten Räume im Seitengebäude und der Scheune reichten nicht mehr aus. Da auf dem elterlichen Grundstück keine Erweiterungsmöglichkeit gegeben war, wurde der Erwerb eines Industriegeländes ins Auge gefasst. Wir beschlossen, das von der Gemeinde Wixhausen angebotene ca. 10.000 qm große Gelände, das schon zum Teil erschlossen war, zu erwerben. Am 13. Juli 1950 wurde der Kaufvertrag mit der Gemeinde Wixhausen geschlossen.

1950 entstand zunächst ein Holzschuppenbau, der provisorisch die Schreinerei aufnehmen konnte sowie eine Lagerhalle. Der Bau der ersten Fabrikhalle sollte in Eigenleistung erstellt werden. Wir stellten Maurer und Handlanger ein, die dann unter unserer Aufsicht die erste Halle bauten.

Kinderwagenprodukion in Wixhausen

1953 konnte endlich die gesamte Produktion nach Wixhausen verlagert werden. Die lange Bauzeit hatte ein Ende und brachte den Gesellschaftern ein Aufatmen. Ein Bürogebäude war erstellt worden, in dessen Obergeschoß sich Wohnungen für die Familien des Gesellschafters Willi Euler und des Buchhalters Herbert Marx befanden.

Die große neue Halle wurde unter Anwesenheit des Landrates Wink, des Bürgermeisters Büchsel und einiger Beigeordneter eingeweiht.

Die Produktionsziffern stiegen nun bis auf **1300 Kinderwagen** monatlich an. **Die Modelle**

wechselten jährlich, was immer wieder umfangreiche Planungsarbeiten erforderte. Obwohl es mir nie an Ideen für neue Modelle fehlte und die schönen neuen Muster in den Ausstellungen stets guten Anklang fanden, war doch jedes Jahr ein großer Termindruck vorhanden. Sowohl für die speziellen Kinderwagenausstellungen als auch für die Frühjahrsmesse in Frankfurt mussten die neuen Modelle rechtzeitig bemustert werden.

Der Vertrieb erfolgte durch Vertreter, die in verschiedenen Bundesländern tätig waren.

Die Zahl der Kunden war auf ca. 960 angewachsen.

1954 weitete sich auch der **Export der Kinderwagen** aus. Ein erster Auftrag in die Schweiz für 3000 Kinderwagen wurde erteilt. Auch nach Übersee wurden Wagen geliefert.

Erste Lieferungen für die Kraftfahrzeugindustrie

Im Jahre 1955 entstand endlich das **zweite Standbein**. Die Gesellschafter erkannten Gottes Führung in den Entwicklungen, die dazu führten. Es soll deshalb kurz darauf eingegangen werden, wie es dazu kam.

Die Erfahrungen und Möglichkeiten im extremen Tiefziehen von Pappe für Kinderwagen waren in der Pappebranche bekannt geworden. Zu dieser Zeit passierte es, dass der mit geformten Fertigteilen für Mercedes beladene Lastwagen einer Pappefabrik umstürzte. Die Fracht entlud sich auf die Landstraße, verformte sich und wurde völlig unbrauchbar. Da neue Fertigpappe für eine Ersatzlieferung nicht vorrätig war, suchte man fieberhaft nach Abhilfe. Man erinnerte sich an den Kinderwagenhersteller und bat dringend um Hilfe, da das Montageband bei Daimler Benz stillzustehen drohte, wenn nicht rechtzeitig die Lieferung erfolgte. Durch den Einsatz der Mitarbeiter, die sich bereit erklärten, eine zusätzliche Nachtschicht einzulegen, und mit Hilfe eiligst hergestellter Behelfs-Presswerkzeuge, gelang es die verformten Teile in Ordnung zu bringen, so dass sie am nächsten Morgen rechtzeitig am Montageband eintrafen. Das war der Durchbruch auch für weitere Zulieferungen an die Automobilindustrie, denn der Kunde hielt sein gegebenes Versprechen für weitere künftige Aufträge.

Schutzwand

Unter ähnlichen Voraussetzungen kam die Verbindung mit dem Volkswagenwerk über die Firma Delta, Worms zustande. Das Volkswagenwerk baute Schutzwände aus Faserguss ein, die die Rückseite des Armaturenbrettes beim Käfer gegen die Gepäckstücke im Kofferraum schützte. Dieses Formteil kam leicht zu Bruch und verursachte viele Reklamationen. Hierfür wurde von uns ein neues tiefgepresstes Formteil aus fester Karosseriepappe, schlagfest und unzerbrechlich, konstruiert. Es fand beim Volkswagenwerk großen Anklang und wurde über mehrere Jahre gefertigt. Für dieses Teil wurde uns ein Patent erteilt.

Die Erstellung der millionsten Schutzwand wurde mit einem Betriebsfest gefeiert. Im Ganzen wurden davon ca. 4,5 Millionen Stück produziert.

Kofferschalen und Federballschläger

Im Jahr 1956 wurde die Fertigung von weiteren verschiedenen Stanzarbeiten in Auftrag genommen. Der größte Umsatz hierbei wurde mit dem Tiefziehen von Kofferschalen erzielt. Diese wurden sowohl mit genarbtem Kunststoff überzogen oder auch mit Hartlack versehen.

Auch die Herstellung der Federballschläger fiel in diese Zeit. Sie wurden aus Holz geformt, lackiert und mit Kunststoffdraht geflochten. Letzteres geschah in Lohnarbeit durch Gefängnisinsassen in Darmstadt.

1956 traten unsere Eltern, die Gesellschafter Karl und Mathilde Fritz, aus der Gesellschaft aus. Sie überließen aber der Firma ihr Kapital als Darlehn.

Beendigung der Kinderwagenproduktion

1958 stellten wir die Kinderwagenproduktion ein, weil die Aufträge für die Kraftfahrzeugindustrie und anderer Stanzarbeiten stark zugenommen hatte. Obwohl die Restbestände von den Vertretern noch nach und nach verkauft wurden, brachte das Auslaufen dieser Fertigung einen Verlust, der aber durch die Erlöse aus den Lieferungen für die Automobilindustrie ausgeglichen werden konnte.

Gesellschafter Willi Euler scheidet aus

1959/60 kam die **Geschäftsverbindung mit Firma Lovin aus Frankfurt für die Fertigung von Kunststoffartikeln** zustande. Es wurden Herrn Lovin einige Räume zur Verfügung gestellt und eine Erfolgsbeteiligung vereinbart. Herr Lovin war Jude und man wollte ihm gerne helfen. Trotzdem war eine gewisse Distanz von Anfang an gegeben und das Vertrauen zu ihm noch unsicher.

1961 intensivierte sich die persönliche Verbindung zwischen Willi Euler und Herrn Lovin. **Willi Euler kündigte deshalb am 13.6.1961** den Gesellschaftsvertrag und schied aus der Firma aus. Er plante eine Zusammenarbeit mit Firma Lovin. Gemäß dem Protokoll der Gesellschafterversammlung vom 6. April 1961 wurde vereinbart:

"*Es wurde beschlossen, daß die beiden ehemaligen Gesellschafter Euler und Diedrichs sich nach Ausscheiden von Herrn Euler keine gegenseitige Konkurrenz machen. Herr Euler übernimmt die Abteilung Kunststoffe, um sie nach eigenen Ideen weiter auszubauen. Herr Diedrichs übernimmt die Pappenabteilung, die sich ebenfalls noch ausbauen lassen wird. Von beiden Gesellschaftern wurde die Zusicherung gegeben, daß man sich in der ersten Zeit gegenseitig mit der Weitergabe von Aufträgen in Pappe und Kunststoff helfen will, bis jeder auf eigenen Füßen stehen kann."*

Ein von Willi Euler beauftragter Rechtsanwalt, Herr Dr. Waubert de Puiseau, Mainz, arbeitete einen Vertrag aus, der schließlich von allen Seiten akzeptiert werden konnte und am 2. Oktober 1961 paraphiert wurde. Für die erste Zeit nach Ausscheiden wurden ihm und Herrn Lovin einige Produktions-Räume abgetrennt und Maschinen und Vorrichtungen zur Verfügung gestellt.

Da Familie Euler noch im gleichen Jahr nach Südafrika auswanderte, wurde diese geteilte Fertigung, die für alle Beteiligten sehr belastend war, bald wieder beendet. Herr Lovin produzierte fortan in Langen.

Wenige Jahre später gründete Willi Euler bei Benoni, Südafrika, in der Nähe von Johannesburg, einen eigenen Betrieb. Dort baute er zunächst Pressen; das hatte die Firma Euler & Diedrichs, als sie noch in den Anfängen steckte, zur Selbsthilfe auch getan. Später lief diese Fertigung aus und er arbeitete hauptsächlich für Militärbedarf.

Umgründung der Firma in H. Diedrichs KG , Preß- und Stanzwerk Wixhausen

Am 1. Juli 1961 wurde in Konsequenz des Ausscheidens des Gesellschafters Willi Euler die Firma umbenannt und ein neuer Gesellschaftsvertrag geschlossen.

Gesellschafter waren als Komplementär: Helmut Diedrichs
als Kommanditisten: Ruth Diedrichs, Hedwig Dingeldein und Auguste Fritz.

1964 kamen die **ersten Aufträge von der Firma Chemiegesellschaft Gundernhausen (CHG)** (später Unikeller, heute Teil der Firma Rieter Automotive), die über gute Verbindungen mit der Autoindustrie verfügte.

Es ergab sich eine gute Zusammenarbeit über viele Jahre besonders mit dem Geschäftsführer Günther Stichter und dem Verkaufsleiter Manfred Schweizer.

Weitere Kontakte zur Autoindustrie - Fertigung für die Kühlmöbelindustrie

Neu hinzu gekommen war die Fertigung für die Kühlmöbelindustrie. Hier hatte sich eine Zusammenarbeit mit der Firma **Liebherr** für die Lieferung von Rückwänden und Verkleidungen von Kühlmöbeln ergeben. Diese Teile wurden aus mit Aluminiumfolie kaschierter Pappe geprägt und gestanzt.

1966 fertigten wir in Verbindung mit Firma CHG Gundernhausen die **ersten VW-Wärmetauscher-Isolierungen**. Die ersten Hochtemperatur-Isolierungen wurden damals noch aus Asbest gefertigt und im Spritzverfahren mit einer Gummi-Isolierung versehen.- Dieser Produktionsbereich stellt heute den größten Sektor der Herstellungspalette dar.

Zweigbetrieb in Worms - Helmut W. Diedrichs tritt in die Firma ein

Am 7.6.1968 konnte ein **Zweigbetrieb in Worms gegründet** werden. Die Firma Chemische Werke Worms, welche auch Fußbodenteppiche beschichtete, suchte einen Stanzbetrieb für 50 - 100 000 qm Teppich im Monat. Eine große Halle der Firma Heyl in Worms mit Gleisanschluß konnte für diesen Zweck angemietet werden. Die Produktion wuchs rasch an und bald wurde eine zweite Halle von ca. 3500 qm angemietet.

Auch für **Wixhausen** wurde der Bau eines **neuen Fabrikationsgebäudes** von ca. 700 qm in Auftrag gegeben (Halle an der Messeler-Park-Straße).

Zum **1.1.1969 trat Helmut Hermann Willi Diedrichs als Kommanditist in die Firma ein**. Gleichzeitig wurde das gesamte Gesellschafterkapital erhöht.

Weitere Geschäftsverbindungen

1969 kam es zur Geschäftsverbindung mit Firma **Lasser Mittenwald und Frankfurt,** einem Zulieferanten für die Automobilindustrie. Herr Schmitdt-Kreusel, der maßgebende Geschäftsführer dieser Firma hatte einige gute Verbindungen zu VW und auch zu DAF in Holland und anderen. Er arbeitete auch als Vertreter für Diedrichs KG. Leider war er nicht immer ein verlässlicher Geschäftspartner.

1971 wurde mein Sohn Helmut Willi als Mitarbeiter in die Firma berufen, weil durch die gleichzeitige schwere Erkrankung von drei verantwortlichen Mitarbeitern eine Notlage entstanden war.

Am 1. 4.1973 wurde der **Zweigbetrieb in Worms wieder aufgegeben.** Die Chemischen Werke, für die man ausschließlich produzierte, waren in Schwierigkeiten gekommen. Sie übernahmen zunächst unsere Produktion in Worms in eigener Verantwortung. Wenig später kam es jedoch zum Konkurs und zur Auflösung der Chemischen Werke Worms.

Neue Isolierungen für den Export nach Kalifornien

1973 begann die **weitere Entwicklung der Hochtemperaturisolierungen aus Aluminiumblechen**. Mit diesen Teilen sollte die Motorhitze von der Karosserie abgeschirmt werden. Sie bestanden aus zwei miteinander verbundenen aus Aluminium gepressten Formteilen in deren Hohlraum Asbestschaum eingearbeitet war.

Die strengen Abgasvorschriften für Automobile in Kalifornien führte zu dieser Entwicklung. Der Firma BMW drohten hohe Exportverluste, wenn es ihr nicht gelang, Isolierungen für ihre Export-Autos zu finden, die den hohen Anforderungen entsprachen. Die hohe Strahlungswärme des Abgases, die die Nachverbrennung durch den jetzt erforderlichen Katalysator verursachte, musste zum Innenraum durch eine geeignete Isolierung abgeschirmt werden. Bei BMW herrschte Ratlosigkeit, und weil bekannt war, dass bei Chemiegesellschaft Gundernhausen (CHG) in Zusammenenarbeit mit Diedrichs KG große Erfahrungen mit VW-Wärmetauscher-Isolierungen vorhanden waren, bat man um Hilfe.

Bericht über die Anlaufprobleme der Hitzeschildproduktion:

"Das Ganze war ein Kuriosum wie wir es noch nie erlebt hatten.
Wir sagten BMW die Entwicklung der Abgastunnel-Isolierungen zu. Da zur Anfertigung von technischen Zeichnungen keine Zeit mehr vorhanden war, erhielten wir von BMW über CHG die Karosserieböden übersandt, an denen wunschgemäß mit roter Farbe der Isolierbereich und die Befestigungspunkte gekennzeichnet waren. Hiervon formten wir unsere Pressform-Modelle für die Innen- und Außenschalen der Abgastunnel-Isolierungen ab.

Beide Schalen wurden am Rand miteinander verbunden und bildeten einen Hohlraum von 8 bis 10 mm Dicke für den hitzebeständigen asbesthaltigen Isolierschaum. Die Befestigung erfolgte dann in 10 mm Abstand mit Stehbolzen unter dem Karosserieboden.

Da die Liefertermine für mehrere Exportwagentypen nicht anders einzuhalten waren, wurde vereinbart, dass BMW die Hälfte der Presswerkzeuge selbst anfertigt, denn wir hatten ja auch noch die Stanzformen für das Abstanzen des Preßrandes herzustellen.

Leider hatte BMW in der Anfertigung solcher Pressformen zu wenig Erfahrung, denn als sie endlich ankamen, stellte sich heraus, dass sie alle unbrauchbar waren und mühsam nachgearbeitet werden mussten. Da waren wir zunächst ratlos, denn wenn unsere Fachkräfte die Pressformen in Ordnung bringen sollten, konnten sie in dieser Zeit keine Stanzformen herstellen. Was tun?

Ich kaufte in allen einschlägigen Geschäften Darmstadts die starken Schneiderscheren auf und morgens holten wir beim Arbeitsamt die dort nach Arbeit Fragenden (bis zu 50 Personen) ab. Diese schnitten die geformten Aluminium-Isolierungen dann nach Anriss mittels Lehre von Hand aus. Das war ein kostspieliges Unterfangen und wir befürchteten schon einen Riesenverlust. Doch der blieb zum Glück aus.

Die Einhaltung der Termine war gelungen und innerhalb von 1 - 2 Monaten waren nach und nach die Stanzwerkzeuge fertig und die Produktion lief. Wir erhielten entsprechend Nachfolge-Aufträge und konnten die Fertigung bereits im ersten Produktionsjahr mit gutem Erfolg abschließen."

Helmut W. Diedrichs übernimmt die Geschäftsführung

1974 wurde die **Firma Presta GmbH** gegründet. Sie trat als Komplementär in die Firma Helmut Diedrichs KG ein. **Gesellschafter der Firma Presta waren mein Sohn Helmut und ich zu gleichen Teilen.**

Am 11.1.1975 übernahm **Helmut die Geschäftsführung**, da ich meine Rente beantragen wollte. Sigrun Diedrichs wurde zum 1.1.1975 als Kommanditistin in die Gesellschaft aufgenommen. Hedwig Dingeldein schied aus.

1976 wurde der erste Computer gekauft. Es war ein gebrauchter Magnetkartencomputer. Er kostete DM 34.000.

Expansion der Kühlmöbelteile

Im Jahr 1978 wurde eine weitere Kapitalerhöhung beschlossen und **unser Sohn Harald Diedrichs** mit Wirkung vom 1.1.78 in die Gesellschaft aufgenommen.

1979 begann der weitere Ausbau der Lieferungen an die Kühlmöbelindustrie. Wir wurden auch Lieferanten von: **Bosch, Linde, AEG und Bauknecht**. Auch die erste Lieferung nach Finnland wurde ausgeführt.

1980 schied meine Frau als Gesellschafterin aus und übertrug ihre Anteile an mich.

Konkurs der Firma Lasser

1980 meldete die Firma Lasser/Nietmann wegen Zahlungsunfähigkeit Konkurs an. Ein harter Schlag für viele Zulieferanten und uns. Eine Hartfaserplattenfabrik, die größte in Deutschland, wurde dadurch zur Liquidierung gezwungen. Helmut Diedrichs, jr. reiste für mehrere Wochen zur Schadensbegrenzung zum Sitz der Firma nach Wendhausen.

Es gelang ihm, einige Maschinen sicherzustellen und in Verhandlungen mit der Automobilindustrie laufende Aufträge auf die eigene Firma zu übertragen. Um den Erhalt der Aufträge dort zu ermöglichen, übernahm er die Geschäftsführung der Firma Nietmann für einige Monate bis zu deren endgültiger Liquidierung. In dieser Zeit kam der Kontakt mit Firma DAF in Holland zustande, der weitere Anschlussaufträge brachte.

Da die Schwesterfirma Lasser schon lange mit Zahlungsschwierigkeiten zu kämpfen hatte, war sie hohe Wechselverbindlichkeiten eingegangen, die sie nun nicht mehr einlösen konnte. So mussten von Firma Diedrichs KG. mehr als eine Million DM aufgefangen werden. Hier wurde Gottes Hilfe wieder einmal sehr deutlich. Die Banken zeigten Verständnis und sprangen vorerst ein und auch die Lieferanten waren zu großem Entgegenkommen durch verlängerte Zahlungsziele bereit. Es war wirklich ein Wunder, dass dieser hohe Verlust in einigen Jahren verkraftet werden konnte.

Neuer Computer, Patenterteilung, Jubiläum

1985 wurde der Magnetkartencomputer durch einen **Personalcomputer mit Festplatte und Disketten** ersetzt. So konnte der Personalstand im Büro, trotz großen Umsatzwachstums, fast beibehalten werden. Hatte es bei der Buchhalterin wegen der Umstellung auf den ersten Computer anfänglich noch Tränen gegeben, so war dieser bald von allen Beteiligten nicht mehr wegzudenken. In der späteren Folge lösten immer bessere Programme die älteren ab. Heute hat jede Abteilung ihre eigenen PC.s, die untereinander vernetzt sind.

Die Abteilung **Forschung** wurde begonnen und das **Labor** ausgebaut. 1986 konnte **die Dichtlippe zum Patent angemeldet** werden. Es wurde später auf Europäischer Ebene erteilt. Mit unserem patentierten Verfahren ist es möglich Glasmattenthermoplaste (GMT) mit ihren Endlosfasern als Pressteile mit einer elastischen Kante in einem Arbeitsgang kostengünstig herzustellen. Solche Hart-Weich-Verbindungen können an einem Pressteil beliebig kombiniert werden.

Kapitalentwicklung, Patente - Fortentwicklung der Wärmeabschirmung

1985 bin ich aus der Firma ausgeschieden und übertrug meine Anteile an meinen Sohn Helmut.

1987 erfolgte die systematische Erforschung der **Wärmeabschirmung durch Wärmeabschirmbleche**. Hier wurden verschiedene Innovationen in die Praxis umgesetzt. Man fasste vor allem eine umweltfreundliche recyclingfähige Lösung ins Auge. Verschiedene Resultate konnten zum Patent angemeldet werden und sind weitgehend erteilt.

Geschäftsverbindung mit Firma Meckenstock

Neue Strukturen im Firmenkonzept

Ende 1987 kam es zu einer fruchtbaren Geschäftsverbindung mit **Firma H.W. Meckenstock in Mettmann.** Es wurden gemeinsame Forschungsarbeiten durchgeführt. Auch in der Werbung und in Verkaufs- und Beratungsgesprächen, sowie zu Kundenbesuchen bei den Autoherstellern, wurde man gemeinsam tätig.

Firma Meckenstock erwarb Patentrechte von Diedrichs KG. Ein neues Patent wurde gemeinsam entwickelt und beantragt. Im Oktober 1991 wurde eine umfangreiche Broschüre: **"*Recyclingfähige Wärmeabschirmungen mit Multifunktionen am Abgasstrang des Kraftfahrzeuges."*** auf den Namen beider Firmen herausgegeben.
Autor war Helmut W. Diedrichs.

Die Entwicklung der Hochtemperatur-Isolierung aus Aluminium wurde weiter fortgesetzt. Eine Isolierung mit dem guten Wärmeleiter Aluminium ist eigentlich paradox, aber durch entsprechende Schichtungen dennoch möglich.

So sind wir mittlerweile durch unsere Innovationskraft und Schnelligkeit bei der Verbesserung der Wärmeabschirm-Systeme an die Spitze der Branche gelangt und nach einer allgemeinen wirtschaftlichen Gesundung begann Helmut W. Diedrichs **neue Strukturen** für die Firma anzustreben. Er stellte neue Vertreter ein und nahm Direktkontakte mit Endkunden auf.

Erweiterung des Labors - Verschiedene Innovationen

Jetzt wurde vor allem das **Labor vergrößert** und die Forschung intensiviert. Kleinere und größere Entwicklungen machten es möglich, zusätzliche Kontakte zu Kunden zu knüpfen und sich stärker im Wettbewerb zu behaupten.

Firma Diedrichs, eine verhältnismäßig kleine Firma, ist in der Kraftfahrzeugindustrie **als flexibel und innovativ bekannt**. Verschiedene Patente waren erteilt worden, deren Vorteile die Kunden erkannten, und die neue Aufträge brachten.

Entwicklungen aus dieser Zeit waren:

* Das Pressen von Hart-Weich-Teilen (Patent erteilt)
* Das Anspritzen einer weichen Lippe an bereits geformte GMT-Teile (Patent angemeldet)
* Das Herstellen von Kunststoff, zellulosegefüllt über eine Pappemaschine (Patent angem.)
* Das Herstellen einer Dichtlippe an Duroplasten
* Das Verpressen von Blähtonkeramik mittels polyäthylenstabilisierten Matten unter anderem zur Katalysator-Fixierung.
* Das Umformen von Polyimid-Gewirken mit dem Anspritzen von temperaturbeständigen Elementen in einem Arbeitsgang.
* Das Herstellen kleinerer, komplizierter GMT-Teile.
* der Isolier-Absorber (Patent angemeldet).

Die Hilfe Gottes

Bei allem Auf und Ab der Firma fühlte sich die Geschäftsleitung geborgen in ihrem persönlichen Gottesglauben. Die positiven Wegstrecken betrachtete sie stets als Gottes Segen. Obwohl der Anfang des Unternehmens oft von finanziellen Engpässen begleitet war, entwickelte sich die Firma weiter und war auch in Zeiten der Rezession mit Aufträgen versorgt. Das ist im Bedenken folgender Tatsache besonders **deutlich als Hilfe Gottes erkannt** worden: Heute ist kaum eine Konkurrenzfirma bekannt, die nicht inzwischen in andere Hände ging, oder auch ganz aufgeben musste, obwohl einige davon die zehnfache Betriebsstärke aufwiesen.

Forschungen

Die Entwicklung des zum Patent angemeldeten **recyclingfähigen Isolierabsorbers brachte die Firma ein großes Stück weiter.** Die auf diesem Gebiet gemachten Forschungen und Erkenntnisse waren richtungweisend für künftige Wärme- und auch Schallisolierungen in der Kraftfahrzeugindustrie. Es gelang zwei sich widersprechende Eigenschaften des Aluminiums zu nutzen: die Wärme-Leitung und die Wärme-Isolation. Auf die Verarbeitung mit dem gesundheitsgefährdenden Asbest konnte verzichtet werden und die reine Aluminiumkonstruktion ermöglichte ein einfaches Recycling. Das schont die Umwelt und wurde von den Kunden in das Produktionsprogramm aufgenommen.

Der innovative Weitblick verbunden mit den Anstrengungen zur Durchführung neuer Entwicklungen und der **weitere Ausbau der Forschungsabteilung** und des Labors hatten Früchte getragen. Helmut W. Diedrichs war in mehreren Entwicklungsabteilungen der Autohersteller bekannt geworden und wurde oft zur Beratung der Verantwortlichen gebeten.

Auch ein in der Forschungsabteilung arbeitender Student konnte daraus seinen persönlichen Nutzen ziehen, indem er seine **Diplomarbeit in Chemnitz** an den Erfahrungen in der Entwicklung des Isolierabsorbers orientierte. Sein Thema war:

"Entwicklung einer Einrichtung zur automatisierten Montage von Wärmeabschirmungen für Kraftfahrzeuge."

Als seine Betreuer wurden genannt: Doz. Dr.-Ing. habil. P. Jakobi - Dipl.-Ing. H.W. Diedrichs

Helmut W. Diedrichs bemühte sich stets auch um eine **Zusammenarbeit mit den entsprechenden Technischen Hochschulen.** So nahm er Kontakte mit der Technischen Hochschule in Berlin und einigen anderen Städten auf. Der gegenseitige Austausch erwies sich auch hier als fruchtbringend und eine weitere Zusammenarbeit zeigt sich an.

Investitionen

Durch die von den Neuentwicklungen verursachten steigenden Umsätze waren aber auch neue Investitionen notwendig. Zusätzliche **Maschinen** wurden angeschafft, **neue Hallen** an der Südgrenze erstellt und die gesamte **Hoffläche** für den Schwerverkehr mit einem guten Belag versehen. Auch das **Verwaltungsgebäude wurde von Grund auf erneuert und modernisiert**, die Büroräume erweitert und mit einem neuen Outfit versehen.

1991 schied auch mein Sohn Harald aus der Firma aus und übertrug seine Anteile auf seinen Bruder Helmut. So befindet sich die **Firma jetzt ausschließlich in den Händen von den Eheleuten Helmut W. und Sigrun Diedrichs.**

Präsentationen - Fachvorträge

Außerdem begann eine Reihe von **Fachvorträgen und Präsentationen** des Geschäftsführers Helmut W. Diedrichs vor Fachleuten aus der Automobilindustrie. Es fing mit einer Vortragsreihe über Wärmeisolation und Schallabsorption an, die ihn bis zu Rover nach Birmingham/England führte. Stets war dem Vortragenden ein großes Interesse für seine fachlichen Erläuterungen und eine rege anschließende Aussprache sicher.

Nopalteile

1994 wurde mit der Produktion der **Nopalteile** und mit einer umfangreichen Werbung begonnen. Es handelt sich um kreuzgewellte verformte Aluminiumbleche, die in ihren Einsatzmöglichkeiten viele Vorteile bieten. Die bisherige Entwicklung lässt erwarten, daß sich hier ein lukratives weiteres Standbeim für die Firma anzeigt.“

Helmut Diedrichs, 2004

Soweit, dieser ausführliche Bericht, den mein Mann sechs Jahre vor seinem Tod niederschrieb.

Familie und Dienst für Gott

So sehr mein Mann Helmut auch durch seinen Beruf in seiner Begabung und in seinem Lebenswerk Erfüllung fand, so war dies dennoch nicht der wirkliche Inhalt und die Berufung seines Lebens. Diese fand er in seiner Familie und ganz besonders in seinem Dienst für Gott. Der Bau des Reiches Gottes lag ihm sehr am Herzen. Dem galten stets seine ersten Prioritäten. War es zuerst die Jugendarbeit, die er gerne nach Kriegsende wieder aufnahm, so trug er auch gleichzeitig Verantwortung in der Gemeinde und arbeitete dort im Brüderrat mit. Nach Gründung der Stadtmission (1951) übernahm er von Anfang an die Geschäftsführung und war der 1. Vorsitzende von 1963-1985. In der Regel war er in den ersten Jahren einmal im Monat als Laienprediger hier eingesetzt.

Der Weltmission galt sein besonderes Augenmerk. Bereits im Gründungsjahr wurde er Mitglied und Förderer der Deutschen Missionsgemeinschaft (DMG) in Sinsheim, wo er später viele Jahre als 2. Vorsitzender mit ganzem Einsatz mitarbeitete. Die großen Möglichkeiten für das Evangelium durch das Medium Rundfunk erkannte er gleichfalls und setzte sich von der Gründung an dafür ein, indem er den Vorsitz des Heimatkomitees für den ersten Geschäftsführer dort übernahm. Auch die Förderung der Bibelschulen, der Missionswerke, des Christlichen Technikerbundes, sowie der Internationalen Vereinigung christlicher Geschäftsleute und auch der freien christlichen Schule war sehr wichtig für ihn. All dies empfand er nie als Last, sondern es war ihm ein dringendes Herzensbedürfnis.

Er liebte es, ein gastfreies Haus zu haben. Damit wollte er bewusst seinen Dank abstatten für die lange Zeit vor seiner Ehe, wo er ebenfalls viel Gastfreundschaft erfahren hatte. Missionare, Prediger und auch anfänglich die Jugend waren stets willkommen und mancher Segen ist uns daraus erwachsen. Weil der Besuch eines jungen Missionars aus Südafrika sich zu einem besonderen Segensgeschenk unseres Gottes für unseren ältesten Sohn auswirkte, möchte ich dies hier noch berichten. Es war Harald Fölsch, der bei uns eingekehrt war und durch sein Leben und Zeugnis ein helles Licht für Gott strahlen ließ. Unser Sohn Helmut, ca. 12 Jahre alt, bemerkte uns gegenüber: „der ist ja wie Gott“. Das weckte in ihm das dringende Verlangen auch so zu sein und er suchte eine Aussprache und fand Frieden mit Gott und gab sein junges Leben an Jesus Christus.

Als wir uns kennen lernten, sprach mein Mann mir gegenüber darüber, dass wir keine Bilder kaufen sollten, diese könne er alle selbst malen, wie er es in seiner Jugendzeit gerne getan hatte. Dazu ist es nie gekommen, obwohl er eine gute Begabung hatte. Doch er hat es nie beklagt. Er genoss das Familienleben mit unseren beiden Kindern. Es war ja die Zeit des Wiederaufbaus in Deutschland und es gab noch die 48-Stunden-Woche, wozu oft noch Überstunden geleistet werden mussten und die verbleibende Freizeit war ohnehin stark eingeschränkt. Die Dankbarkeit all die Schrecken des Krieges überlebt zu haben, half über viele Einschränkungen hinweg. Heute frage ich mich schon, ob wir unseren Kindern immer die nötige Zuwendung gegeben haben? Wir haben es versucht und hatten viel Freude an unseren Kindern. Unser Sohn Helmut kam gleich ein Jahr nach Rückkehr meines Mannes zur Welt, während wir auf Harald infolge meiner eingeschränkten Gesundheit noch 12 Jahre warten mussten. Mit beiden Kindern hatten wir viel Freude und beide haben ihr Leben schon früh dem Herrn Jesus übergeben. Da sie beide mit uns auf dem gleichen Grundstück ihre Häuser und Wohnungen haben, haben wir das große Vorrecht, wenn es gilt füreinander da zu sein und Gemeinschaft miteinander zu haben.

Darüber hinaus haben wir unseren gemeinsamen Ruhestand noch sehr genossen. Einige schöne Reisen, besonders die nach Israel, eine Schiffsreise auf den Spuren des Apostels Paulus, sowie eine Reise zu den Geschwistern in Südafrika, verbunden mit einem Besuch bei Missionaren im Busch, waren noch besondere Höhepunkte in dieser Zeit. Gerne denke ich auch noch an eine Freizeit in der Schweiz, zu der man Helmut als Gastredner für die Abendversammlungen eingeladen hatte. Die Gemeinschaft mit den Geschwistern aus der Schweiz war für uns ein besonderes Erlebnis.

1981 Besuch in Süd Afrika – Eltern Fritz mit Töchtern und Schwiegersöhnen

Mit Eifer widmete sich Helmut nun auch der Arbeit im Garten und experimentierte mit manchen Neuerungen, z. B. biologischen Anbaumethoden (dem Zeitgeist voraus). Da merkte man doch noch etwas von dem Bauernblut in seinen Adern. Auch das Handwerken im Haus erledigte er mit viel Sinn für schöneres Wohnen. Das wurde dann leider durch einen schweren Herzinfarkt jäh unterbrochen und es dauerte lange Zeit bis seine Kräfte, wenn auch eingeschränkt, wieder zurückkamen.

In Anlehnung an den 30. Psalm hat er danach seinen eigenen Lebenspsalm verfasst, den ich im folgenden einfüge;

Mein Lebenspsalm

Herr, mein Gott, ich will dir danken in Ewigkeit,
ich will singen von der Gnade
und den Wundern, die du tust,
und erzählen, was du an meiner Seele getan hast.

Herr Jesus, ich danke dir, für deine Gnade und Huld,
für dein vergossenes Blut auch für alle meine Schuld,
für die Vergebung und den tiefen Frieden, den du schenkst
und dass du aller meiner Sünden nimmermehr gedenkst.

Herr, du riefst in der Zeit meiner Jugend mir zu:
„Folge mir nach, ich gebe dir Frieden und Ruh'".
Du nahmst mich bei der Hand, führtest mich lebenslang
wunderbar durch Tiefen zu Höhen, durch Dunkel zum Licht,
trägst all meine Bürde und sagst: „Sorge nur nicht."

Herr, du gabst Frau, Kinder und Enkel mir.
Ich freue mich, Herr; auch sie folgen dir.
Auch im Krieg, Bomben- und Maschinengewehrfeuer,
warst du mein Angst- und Sorgenbefreier.
Ich danke dir, Herr, aus der Gefangenschaft
hast du mich auf dem Fluchtweg nach Hause gebracht.

Herr, bis heut' hast du mein Leben weise gelenkt
und mir die Gemeinschaft deiner Kinder geschenkt.
Auf vertrauendes Beten hast du oft gehandelt,
und Schmerz, Kummer und Sorgen in Freude verwandelt.

Ein Infarkt schlug mich um wie ein gefallener Baum.
Der Sturz in die Tiefe war fast wie ein Traum.
Auch das tatest du, Herr, mit liebender Hand
und führtest mich bis an des Todes Rand.
Löstest von dem, was hier mich noch band.
Du machtest mich froh, und mit liebendem Blick
brachtest Du mich wieder zu den Meinen zurück.

Neue Aufgaben im letzten Lebensabschnitt

Während seiner Mitgliedschaft im Vorstand des Starkenburger Gemeinschaftsverbandes erhielt er von dort die Anfrage, ob er bereit sei zum 100jährigen Jubiläum eine Chronik zu erarbeiten. Diese beinhaltete einen Gang durch die Geschichte und Vorgeschichte der Gemeinschaftsbewegung im südlichen Hessen. Das machte umfangreiche Recherchen und gründliches Studium der einzelnen Gemeinden erforderlich. Er tat es mit viel Engagement und Freude, weil er selbst immer wieder zum Staunen kam über die Wege Gottes in diesen Kreisen. So gab er dem Buch auch den Titel „Das tat Gott".

Als nächstes beschäftigte er sich mit der Erforschung seiner eigenen Wurzeln. Das erforderte noch einige Reisen zu den Archiven und Kirchenbüros in der Altmark und im Badischen. Es wurde ein sehr umfangreiches Dokument, in welchem viele Erinnerungen und Schicksale festgehalten sind.

Im Zuge dieser Arbeit wurde auch der Bürgermeister seines Heimatortes auf ihn aufmerksam und bat ihn um die Erarbeitung einer Chronik des Ortes. Dazu stellte er ihm umfangreiches Material aus Sitzungen und Archiven zur Verfügung, so dass das Buch von den Bürgern dort sehr gerne aufgenommen wurde. Der Bürgermeister selbst hatte den Vertrieb des Buches übernommen und es war in wenigen Wochen ausverkauft. Er beendete es in seinem letzten Lebensjahr im Sommer 1999.

Im Dezember desselben Jahres ereilte ihn eine heftige Grippe, sodass wir ihn ins Krankenhaus bringen mussten. Dies Grippe zehrte sehr an seinen Kräften, aber er konnte doch davon wieder geheilt werden. Allerdings wurde nun der Schaden an seiner Leber, den er durch den Krieg erlitten hatte, jetzt sehr bedrängend und zog eine starke Vergiftung des Körpers nach sich. Hier konnten die Ärzte leider nicht mehr helfen. Wir feierten aber noch ein schönes Weihnachtsfest im Haus unseres ältesten Sohnes mit all unseren Kindern und Enkeln zusammen.

Dankbar erlebten wir bei seinen leider immer mehr abnehmenden Kräften noch einige Wochen in der Gewissheit der Geborgenheit in Gott. Es waren dann nur noch ca. 4 Wochen, in denen er Pflege brauchte und im Bett liegen musste. Die lieben Brüder des Brüderrates der Stadtmission kamen und wir feierten das Abendmahl zusammen. Hier fielen wohl auch seine letzten zusammenhängenden Worte als er sagte: „Wir können Jesus nicht gleich sein, aber wir sollen ihm gleichen." und dann später: „Denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen."

Einen Tag vor seinem Heimgang waren die Kinder noch einmal da und wir sangen ihm seine Lieblingslieder, riefen ihm noch Gottesworte zu und beteten mit ihm. Wir wissen nicht sicher, ob er es noch aufnehmen konnte, aber wir glaubten, es zu spüren. Danach durfte er in der Nacht am 30. März 2000 friedlich einschlafen. Seine Gesichtszüge veränderten sich zu einem deutlichen Lächeln. Was mag er wohl Schönes gesehen haben?

Vater ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast, auf dass sie meine Herrlichkeit sehen. (Joh. 17,24)

****

Als Helmut 1985 den Vorsitz von der Stadtmission niederlegte, tat er das damals mit folgenden Abschiedsworten, die ich deshalb im Folgenden zum Abschluss des Berichtes für alle Leser weitergeben möchte:

„Habt acht auf eure Frömmigkeit," Matth.6,1a

dass sie nicht in der Pflichterfüllung vor den Menschen bestehe, sondern im verborgenen Leben mit Christo in Gott (Kol. 3,3) die Kraftquelle hat und sich in der Gemeinschaft der Gotteskinder in der Liebe Jesu heilend auswirkt. Dieses Wort, das wie eine Überschrift über der Bergpredigt steht, sagt uns worauf es bei der Christusnachfolge ankommt. Wörtlich übersetzt heißt es dort:

„Habt acht auf eure Gerechtigkeit",

und Jesus sagt: „Wenn eure Gerechtigkeit nicht überfließend mehr ist als die der Schriftkundigen und der (vor Menschen) „Gerechtfertigten" (= Pharisäer), so werdet ihr nicht in das himmlische Königreich kommen!" (5,20) Die Gerechtigkeit ist hier als tätige Glaubensfrucht, kurz als „das neue Leben" zu verstehen. Also:

„Habt acht auf euer neues Leben in Christus."

Unser Herr will, dass sich „das neue Leben", das er uns durch seine Liebe schenkt, „überfließend auf andere auswirkt.

Überfließendes Leben, ausgegossene Liebe Gottes in unsere Herzen, überfließend in der Gemeinschaft mit Anderen, welch köstliches Geschenk! So wirkt der Herr Wunder neugeborenen Lebens! Das möchte der Herr auch unserer Stadtmission schenken.

Wenn das „neue Leben" überfließt, müssen alle Richtgeister (7,1-5), Sorgengeister und Mammonsgeister (6, 19-34) unter uns ausfahren und wir werden dann wirklich frei zu neuem überfließenden Dienst in der Freude für Jesus.

Und der Lohn? Nun - für seinen Jünger ist es schon Genugtuung, dass er dienen darf, denn wenn er alles getan hat, hat er nur getan, was er Gott schuldig ist. (Luk. 17,10) Er ist kein „Dienstknecht", sondern als „Sohn" hineingenommen in die mit Freude erfüllte Gottesfamilie. Der „himmlische Lohn" ist die Umarmung des himmlischen Vaters, die Schenkung ewiger Herrlichkeiten, von denen wir in der Lebensgemeinschaft mit ihm schon hier einen köstlichen Vorgeschmack haben dürfen und - wie sollte er uns mit seinem Sohn nicht alles schenken?

Darum: „Alle und alles für Jesus!" - Das lasst fortan unsere Losung sein."

****

Einige Nachrufe seien hier noch angefügt, vielleicht können sie meine eigenen Erinnerungen noch ein wenig vervollständigen. Zunächst der Bericht aus der Arheilger Wochenzeitung:

U n t e r n e h m e r u n d C h r i s t
Helmut Diedrichs starb im Alter von 88 Jahren

Im Alter von 88 Jahren ist in Darmstadt-Arheilgen der frühere Unternehmer und langjähriger Vorstandsvorsitzende der Ev. Stadtmission Arheilgen, Helmut Diedrichs, gestorben.

Der hoch aufgerichtete, von gründlicher und engagierter Wesensart sowie von überzeugtem Gottesglauben geprägte Mann ist vielen Darmstädtern als Unternehmerpersönlichkeit und als tätiger Christ in Erinnerung. Nach Kriegsende war der Ingenieur und Konstrukteur im Maschinenbau und der chemischen Industrie Mitbegründer der heutigen H. Diedrichs GmbH & Co KG, Darmstadt-Wixhausen, und erlangte eine Reihe von Patenten. Ideen und Kreativität brachte er weit über seine betriebliche Tätigkeit hinaus aber auch als tätiger Christ in seine aktive ehrenamtliche Arbeit für Gott ein, beispielsweise im Jugendbund, in der Stadtmission, in der Internationalen Vereinigung christlicher Geschäftsleute sowie im Vorstand und Missionsrat der Deutschen Missionsgemeinschaft. Auf seine Initiativen gehen nicht zuletzt der Bau des neuen Stadtmissionsgebäudes in der Römerstraße 34 und der Erwerb des heutigen Missionszentrums der Deutschen Missionsgemeinschaft in Sinsheim-Buchenauerhof zurück. Alles, was er anpackte, tat er mit der ihm eigenen Gründlichkeit. Das brachte ihm manche ehrenamtlichen Sonderaufträge ein. So traten beispielsweise 3 Vereine - Die Stadtmission, die Deutsche Missionsgemeinschaft und der Starkenburger Gemeinschaftsverband - mit der Bitte um jeweilige Erstellung einer neuen Satzung an ihn heran. Die Geschichte des Gemeinschaftsverbandes, dessen Ursprünge, Ziele und Entwicklung erarbeitete er ebenfalls. Sie wurden 1988 vom Verband in einem Buch unter dem Titel „Das tat Gott„ herausgegeben. Später widmete er sich der Erforschung der eigenen Wurzeln. Er studierte eifrig Archive und erstellte Ahnentafeln und 1996 eine umfangreiche Familien-Chronik mit Ahnen, zum Teil bis in die Zeit des Reformators Dr. Martin Luther. Im Zuge seiner Ahnenforschung war es für ihn von großem Interesse zu erfahren, wo und unter welchen Umständen seine Vorfahren in Wassensdorf im Oebisfelder Ländchen, wo er 1911 geboren wurde, lebten. Über die Ergebnisse dieser Heimatforschung gab er 1999 ein 110-seitiges Buch unter dem Titel „Wassensdorf und das Ländchen - aus der Geschichte eines Dorfes“ heraus.

Im Verlauf des Krieges war Helmut Diedrichs in Frankreich in Gefangenschaft geraten. Nach einem Jahr gelang ihm von dort, aus Andilly bei Tours, die Flucht nach Darmstadt. Die 8-tägige abenteuerliche Flucht hat Helmut Diedrichs ebenfalls in einem Buch festgehalten.

Alle diese Aktivitäten wären nicht möglich gewesen, wenn nicht weit über 50 Jahre an seiner Seite sowohl im Unternehmens- als auch im christlichen Bereich und bei der Ahnen-Geschichts- und Heimatforschung im Ruhestand stets seine aus Darmstadt-Arheilgen stammende Frau Ruth Diedrichs, geb. Fritz, aktiv mitgearbeitet hätte. So hat sie beispielsweise als gelernte Kauffrau nicht nur viele Jahre die Buchhaltung, die Abschlußarbeiten und die Bilanzen erstellt, sondern auch in der Stadtmissionsgemeinde mitgearbeitet und im Ruhestand in Geduld alle Reinschriften für die Herausgabe der Bücher geschrieben und auf dem Computer gestaltet.

Nicht nur seine Frau, auch seine Familie, die Stadtmission und viele andere Werke und Menschen werden den beispielhaft dienenden, vielseitig begabten, tief gläubigen Mann als Ratgeber, Vordenker und Motor sehr vermissen.

In einer Trauerfeier am Mittwoch, 5. April 2000 wurde von ihm in Darmstadt-Arheilgen Abschied genommen.

Auszüge aus Nachrufen und Kondolenzschreiben
anlässlich des Todes von Helmut

Ich war im Darmstädter EC, es war dort wohl vor dem Krieg, als Helmut auftauchte, damals noch TH-Student, ein im wahrsten Sinn des Wortes strahlender junger Christ. ... Bei jeder Begegnung mit Helmut war ich angetan von seinem Charme, seiner liebenswürdigen Art des Umgangs, von seinem klaren Zeugnis, von seiner Jesusliebe. ... Nun wissen wir ihn beim HERRN, in Jesu Liebe geborgen in Ewigkeit.

Ernst Köckritz, Rektor u. 2. Vorsitzender der Stadtmission Merckstraße

Er war uns ein großes Vorbild in geistlicher Reife und weisem Rat.

Hermann und Margarete Janzen, Missionare in Thailand

Ihr Mann wird nun den Herrn sehen von Angesicht zu Angesicht. Möge sein Glaubenszeugnis in Arheilgen wach bleiben. Mögen andere in die Reihe der Beter treten.... Ich habe Ihre Anzeige mit Bewegung gelesen.

Eva Maria Siebert Johnson, Indien (frühere Pfarrerin in Arheilgen)

Sie und Ihr Mann waren mir jemand , die mir die Tore in Arheilgen geöffnet haben .....Ich war von diesem Tag sehr ergriffen ...und auch die Trauerfeier war in ihrer ganz eigenen Weise etwas Schönes. Nicht schön im herkömmlichen Sinne. Sondern in dem Sinn, daß da viel von der Kraft des lebendigen Gottes zu spüren war. Wie er ein Leben erfüllt (ich habe eine Schrift Ihres Mannes mit viel Aufmerksamkeit gelesen!), wie er ein Leben zum Ziel der Ewigkeit führt und vor allem wie er die, die noch unterwegs sind, zum Abschied segnet.....Wir verlieren in Ihrem Mann einen Vater in Christus - mögen uns neue geschenkt werden, wir brauchen sie.

Klaus Sperr, Prediger in Mühltal

Ich möchte es es Ihnen nun einfach mitteilen, daß auch ich in den Kreis derer gehöre, für die es ein Vorrecht war, einen so beeindruckenden Bruder an seiner Seite gehabt zu haben.

Erwin Schmid, Unternehmer u. Nachfolger von Helmut im Amt des 2. Vorsitzenden bei der Deutschen Missionsgemeinschaft

Der liebe Helmut bleibt uns in guter Erinnerung als Jünger Jesu und Bruder im Herrn. auch Eure Ehe strahlte etwas „Wunderbares“ aus, Ihr wart glücklich miteinander, das spürten wir.

Christa u. Reinhard Feige, Mitarbeiter in der Firma und in der Stami

Als ein treuer und freudiger Zeuge seines Herrn ist er vorausgegangen in die Ewigkeit, wo er nun das schauen darf, war seine lebendige Hoffnung war, die sein Leben geprägt hat.

Gerhard Becker, Vorsitzender des Starkenburger Gemeinschaftsverbandes

Gottfried vergoß sogar Tränen, denn ein lieber Freund, mit dem er jahrelang wunderbar zusammenarbeitete ist abgerufen worden von seinem Herrn. Doch als Erlöster des Herrn darf er nun bei Ihm sein.

Frau Eva Liebenau, Ehefrau des erkrankten ehemaligen Geschäftsführers der Deutschen Missiongemeinschaft

Ich habe mich immer an der Gemeinschaft erfreut, zumal wir theologisch auf dem gleichen Boden standen. ....Sofort tauchten in meinem Gedächtnis viele gemeinsame Begegnungen bei Sitzungen der DMG und auch mit Dir zusammen auf den Missionsfesten auf.

Horst Borkowski, Prediger in er Ev. freik. Gemeinde, Vorgänger von Helmut als 2. Vorsitzender bei der DMG

Wieviele liebe Erinnerungen verbinden uns mit Euch. Ich erinnere mich wie durch unermüdlichem ganz persönlichen Einsatz in der DMG geholfen habt. Gott hat Eure Liebe gesehen und bei uns bleibt sie unvergessen..... Wie so manches haben wir betend mit Euch und Euren Kindern getragen. .....im Gedenken an Euren lieben Ehemann u. Vater, der in seinem Leben aussergewöhnliches im geistlichen und weltlichen Bereich geleistet hat. Er wird uns unvergessen bleiben.

Prof. Dr. Hans Grüber, ehemals 2. Vorsitzender der DMG, Missionsarzt in Indien

Bruder Diedrichs war uns Schwestern immer ein Vorbild, mit welcher Treue und Gewissenhaftigkeit er hinter der Arbeit der DMG stand.

Hilde Heckeler, Mitarbeiterin in der Heimatzentrale der DMG

Wir trauern mit Ihnen um Ihren lieben Gatten und Vater, den wir als einen aufgeschlossenen klugen und liebenswürdigen Menschen sehr schätzten. Ihr Glaube wird Ihnen Stab und Stütze sein in diesen schweren Tagen. Wir wünschen Ihnen Kraft und Mut im Sinne des Verstorbenen weiterhin tätig zu sein.

Arbeitsgruppe Familienforschung Arheilgen i. A. Else Dann

Er war mir in früheren Jahren unserer Zusammenarbeit stets ein in jeder Beziehung verläßlicher offener Geschäftspartner.

Manfred Schweizer, Geschäftsfreund

Über lange Jahre hinweg war ich mit Helmut zusammen im Vorstand der DMG und habe ihn sehr geschätzt. Ihr lieber Mann ist nun vorausgegangen und darf Jesus Christus schauen, an den er geglaubt und dem er vertraut hat.

Friedrich Hänssler, Hänssler Verlag Holzgerlingen

So sind wir mit Ihnen, liebe Frau Diedrichs, und all' den Ihren getrost zu wissen, daß Ihr lieber Helmut nun von allen Schmerzen befreit, jetzt bei seinem Erlöser unserem auferstandenen und wiederkommenden Herrn Jesus ist.

Luzie und Alfred Gehrmann, Stami Darmstadt (EC-ler zu Helmuts Zeit dort)

Gerne denken wir an den lieben Heimgegangenen. Er war uns ein Vorbild und Zeugnis für Jesus. Das Zusammensein in Eurem Heim war immer eine Wohltat.

Helmut u. Mathilde Gaertner, ehemals Prediger in der Stami, Mitgründer des Evangeliumsrundfunkes

Die humorvolle, geistlich geprägte Menschlichkeit mit viel Sinn fürs Praktische wird uns in Erinnerung bleiben.

Klaus Knöppler, Dipl.Ing., ehemaliger Untermieter

Ihr Mann war in seiner lieben Art immer ein Vorbild für mich. Jede Begegnung mit ihm war immer eine gute Begegnung. Wenn er sich auch ganz für die Stadtmission eingesetzt hat, so ging es ihm letztlich nur um Jesus. Menschen sollten Jesus kennenlernen, ihm nachfolgen und im Glauben wachsen. Sehr geschätzt habe ich auch seinen Einsatz für die Mission. Er hat die DMG wesentlich geprägt. So gilt für ihn was von Daniel gesagt ist: „Er hat seinem Gott vertraut."

Pfarrer Siegfried Vogler, Auferstehungsgemeinde

Mir selbst war unser lieber Bruder Diedrichs immer ein liebevoller „Vater" und Mitbruder in unserem Herrn Jesus Christus. Ich glaube, es ist vielen von uns aus dem Herzen gesprochen, auch wir alle vermissen ihn sehr! Aber wir alle leben vom Trost und Frieden unseres Herrn Jesus Christus, da war uns Bruder Diedrichs immer ein Vorbild.

Elfriede Gamber, Missionarin und später im Heimatbüro

Gerne und dankbar denke ich an unseren treuen Bruder. Er war uns allen in der DMG und besonders auch für uns drei Schwestern immer zum großen Segen.

Liesel Schell, Hausmutter in der DMG

Ich muss immer wieder daran denken, wie er im Sommer vor zwei Jahren das Abendmahl gehalten hat - er strahlte so viel Zuversicht und tiefen Glauben aus. Durch seine Art den Glauben zu leben und seine Zeugnisse brachte er auch uns Jüngeren Jesus ein Stück näher.

Nicole Glaser, EC-lerin, Stami Arheilgen

Als wir zu Beginn der siebziger Jahre zum ersten Mal bei Euch zu Gast waren, begrüßte uns Helmut mir seinen strahlenden Augen mit dem nebenstehenden Gotteswort (Epheser 2, 19 - 20).....Wir danken dem Herrn, dass wir mit Helmut ein Stück Wegs gehen durften. Sein Wohlwollen, seine liebende Zuwendung, sein Glaube haben uns gestärkt und wohlgetan.

Werner und Karin Vikari, Mitarbeiter in der Seniorenarbeit der Stami

Wir trauern mit Dir und Deiner Familie um den lieben Verstorbenen und danken Gott, dass wir ihm begegnet sind. Besonders der letzte Besuch hat mich tief bewegt, auch der Bericht von der Flucht aus der Gefangenschaft. Wie treu Gott sein kann sehen wir an diesem Leben.

Elisabeth geb. Menne u. Philipp Röder, Tochter von Prediger Gottfried Menne

Ihr Mann war ein guter frommer Mensch. Er hat viel geleistet in seinem Leben und er wohnt jetzt bei Gott.

Christel Dörholt, hier fand Helmut Unterschlupf an der französischen Grenze auf seiner Flucht

Gott hat über diesem langen Leben seinen Segen ausgeschüttet und nun das große „Amen“ gesprochen. Wir danken Gott in Jesus Christus für allen Segen, der durch Sie beide in vielfältiger Weise auch auf Bruder Wolf und unsere Magdeburger Gemeinschaft geschenkt wurde.

Manfred Gieseke, Gemeinschaftsleiter in Magdeburg

Bestürzt und sehr traurig bin ich über die Nachricht vom endgültigen Abschied dieses liebenswerten und außergewöhnlichen Menschen Helmut Diedrichs, der nun in die Ewigkeit abgerufen wurde. .... Es ging mir unter die Haut und mir liefen die Tränen....Ihre Verse berühren mich zutiefst und drücken auch meine Gedanken aus....

Elli Gottschalk, 2. Vorsitzende des Seniorenrates der Stadt Darmstadt

Onkel Helmut habe ich immer als warmherzigen, freundlich lächelnden Menschen in Erinnerung.

Andrea Seifert, geb. Hoffmann, Schweiz

Sein Glaube an den ewigen Gott hatte ihn zu einem liebenswerten Menschen gemacht, man freute sich mit ihm zusammen zu sein und man konnte von seiner Liebe immer etwas mitnehmen. So war es schon 1936, als ich ihn in der Firma Merck kennen lernte und er meine Ausbildung betreute.

Rina u. Walter Weber, ehemaliger Schüler, später in der Heimatforschung Arheilgen tätig

Jetzt darf Onkel Helmut ohne Leid, Schmerzen und Sorgen bei seinem Herrn und Heiland sein. Bei dem, dessen Gemeinschaft er in großer Treue immer wieder gesucht hat. Uns ist dabei das Bild im Kopf, in dem Onkel Helmut zwar krank im Liegestuhl liegt, aber trotzdem den Gottesdienst nicht verpassen wollte.

Andreas Kunz, Mitglied des Bruderrates der Stadtmission

Helmut wird uns immer in Erinnerung blieben. Sein Humor und seine Freundlichkeit werden uns sehr fehlen.

Gisela Kleinböhl, Hauskreis u. Mitarbeiterin in der Seniorenarbeit

Nach 26 Jahren der Freundschaft, vieler Gemeinsamkeiten und Urlauben hinterlässt Helmut auch bei mir eine tiefe Lücke, wie bei allen die ihn gekannt haben. Sein Trost in vielen Lagen und seine humorvolle Art werden uns sehr fehlen. Auch seine klaren Glaubensaussagen.

Annedore Nawratil, Mitarbeiterin in der Seniorenarbeit und der Stami

Wir sind sehr dankbar, dass wir den Verstorbenen noch kennen lernen durften. Sein brennendes Herz und seine Leidenschaft für das Reich Gottes, seine Ausstrahlung, die nur jemand haben kann, der in Jesus tiefen Frieden und große Erfüllung gefunden hat.

Dieter Kogge mit Familie, Prediger der Stadtmission Arheilgen

Wir sind Gott dankbar, dass wir Sie und Ihren Mann als Vorbilder kennenlernen durften. Uns macht es jetzt nicht traurig, dass er nach Hause gehen durfte, sondern, dass wir ihn nicht mehr bei uns haben.

Carla und Egbert Terlinde, Mitarbeiter in der Verantwortung in der Stadtmission

Seit über 40 Jahren durften wir wenigstens einen Teil seines Wirkens und Wesens wahrnehmen und verspüren, mit Achtung und Dankbarkeit.

Traute und Johannes Jourdan, Pfarrer in der Kreuzkirchengemeinde

Er ist uns allen vorangegangen. Dieser Mann ist immer einen klaren Weg gegangen. Er ist für uns ein Vermächtnis.

Dekan Wilhelm und Hilde Bremer, Pfarrer in Frankfurt/M.

Mich tröstet die Losung für dieses Jahr, weil ich bei „Opa Diedrichs“ dieses Suchen von ganzem Herzen sehen und spüren konnte. Die Liebe Gottes leuchtete ihm aus den Augen und er konnte mit Charme die Liebe dieses liebenden Gottes weitertragen. Seine verschmitzten Blicke (besonders beim Scrabble an der Ostsee!) werde ich nicht vergessen und ich bin heute noch sehr glücklich und froh, in Euch ein wenig „Großelternersatz“ aber vor allem Glaubensvorbild sehen zu dürfen.

Sybille Schenkelberg, zur Zeit in der theologischen Ausbildung Tabor in Marburg

Dankbar denken wir zurück an viele Begegnungen. Für uns war dies immer eine Ermutigung. Sein Engagement für die DMG, sein Rat und vor allem sein fürbittendes Begleiten nicht nur der Arbeit, sondern auch für uns persönlich macht uns sehr dankbar.

Gerd und Margarete Sigrist, Verwaltungsleiter der DMG

Die Welt ist ärmer um einen liebenswerten aufrichtigen Menschen. Es war eine wohltuende Begebenheit ihm zu begegnen.

Elisabeth Geihros, Paulusgemeinde Darmstadt

Das hat mich als Kind schon beeindruckt, dass Onkel Helmut so eine Sehnsucht nach dem Himmel in sich trug, dem er hier schon so vorbildlich diente. Für mich war er nicht nur ein sehr guter Onkel, sondern auch ein Vater in Christus, was noch viel schöner ist.

Ruth und Erich Mir, Patenkind

Es war übrigens ein besonderes Geschenk für uns, bei unserem letzten Besuch, zu sehen, wie liebevoll Dich Helmut angestrahlt hat. Das war richtig schön.

Walter und Margrit Ottmar, Nachfolger von Helmut als Vorsitzender der Stami

Rückschauend auf sein Leben merken wir, wie sehr uns das gemeinsame Wirken in Stadtmission und DMG zusammengeschweißt hat. Helmut war uns ein liebevoller Freund sowie Bruder in Christus und ein Vorbild als einsatzfreudiger Reichgottesarbeiter und Liebhaber seiner Ruth. Tiefer, aufrichtiger Dank erfüllt uns und wir preisen unseren treuen Gott für das, was Er uns in und durch Helmut geschenkt hat.

Karla und Gerhard Wilhelm, im Vorstand der DMG und in der Verantwortung der Seniorenarbeit der Stadtmission

Ihr Mann war mir in mancher Hinsicht ein Vorbild. Seine Glaubenszuversicht war ansteckend. Seine Liebe zu den Menschen, den Senioren und der Gemeinde war seinen Augen abzulesen. Sein frohes Engagement, so wie es ihm mit abnehmenden Kräften möglich war, werde ich nicht vergessen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er im hohen Alter mit Herrn Holzschuh den Sandkasten für die Kinder baute oder mit ganzem Einsatz für die Wohlfahrtsmarken warb.

Friedemann Hopp, letzter Prediger der Stadtmission

Ich denke an den letzten Lobpreisabend in der Stami, an dem Opa Helmut ein Zeugnis gab. Er erzählte davon, wie Gott ihm durch einen fähigen Optiker einen kleinen Teil seiner Sehkraft zurückgegeben hat. Er sah zwar trotzdem nicht viel, aber aus seinem Zeugnis sprach eine Dankbarkeit Gott gegenüber und ein Vertrauen zum himmlischen Vater, die mich tief bewegt hat. Für mich war dies ein Vorbild und diese Erinnerung hat sich in mein Herz gebrannt. Ich werde Opa Helmut nie vergessen. Und ich habe mir vorgestellt, wie er meiner Oma die von meiner Mutter aufgetragenen Grüße bestellt. Welche Freude muß das sein, wenn die beiden jetzt in Jesu Herrlichkeit zusammen Gott anbeten und loben.

Jan Wilhelm, Student - Stami

Über 30 Jahre (1961-91) hat er als Missionsratsmitglied unser Werk wesentlich mitgeprägt. 1968 wurde er in den Vorstand berufen und 1973 zum 2. Vorsitzenden gewählt. In herausragender Weise verstand er es, Glaubensmut mit seiner Erfahrung als Unternehmer zu verbinden. In seiner Gründlichkeit hat er unsere Vereinssatzung entwickelt, und seinem Weitblick und Einsatz ist der Erwerb des Buchenauerhofs als DMG-Heimatzentrale zu verdanken. Bis ins hohe Alter hat er mit großem Interesse das Ergehen unserer Missionare persönlich verfolgt und sie im Gebet begleitet. Mit großer Dankbarkeit dürfen wir auf sein reiches Leben zurückschauen und unseren Herrn loben über all dem Segen, den wir durch Helmut Diedrichs empfangen haben.

Deutsche Missionsgemeinschaft, Sinsheim

Die Zusammenstellung der Zitate aus über 300 Zuschriften ist ohne etwaige Wertung durch die Reihenfolge erfolgt.

Nachruf der Ev. Stadtmission Darmstadt-Arheilgen

Nachruf zum Heimgang von Helmut K. Diedrichs

Obwohl wir Christen wissen und felsenfest daran glauben, dass unser Leben ein ewiges Ziel hat, erleben und empfinden wir doch beim Heimgang eines uns lieben Menschen den Abschiedsschmerz. und je näher uns jemand stand, je enger und vielfältiger die Beziehung war, desto größer ist die Lücke, die sich plötzlich auftut.

Unzweifelhaft hinterlässt Helmut K. Diedrichs eine bedeutsame Lücke in unseren Reihen; vor allem sein Rat, seine vielfältigen Impulse und Ideen und seine Treue in der Fürbitte werden uns sehr fehlen. Nur allzu gerne hätten wir ihn noch eine gewisse Wegstrecke unter uns gehabt. Wir hätten es ihm von Herzen gegönnt beispielsweise mitzuerleben, dass sein Sohn Helmut nun das Amt des 1. Vorsitzenden der Stadtmission Arheilgen antritt, ein Amt, dessen Last er selbst jahrzehntelang in vorbildlicher Treue und Opferbereitschaft getragen hatte. Die himmlische Regie hat es anders bestimmt.

Umso mehr dürfen wir uns jedoch mit großer Dankbarkeit daran erinnern, was Helmut Diedrichs gemeinsam mit seiner lieben Frau Ruth für die Ev. Stadtmission Arheilgen und weit darüber hinaus sein durfte. Obwohl Helmut kein gebürtiger Arheilger war, gehörte er doch zu den „Auf-Muckern“, die 1951 zur Spaltung des damaligen Arheilger Gemeinschaftsbezirkes beitrugen und damit zur Gründung der Ev. Stadtmission Darmstadt-Arheilgen. Helmut Diedrichs hat diesen Vorgang sehr zart und behutsam in der Chronik des Starkenburger Gemeinschaftsverbandes beschrieben. Ob er in seiner geplanten Veröffentlichung zur Geschichte der Stadtmission darüber noch mehr berichtet hätte? Ich weiß es nicht. Bewusst aber ist vielen von uns, dass Helmut Diedrichs und wir alle mit großer Dankbarkeit erleben durften, dass inzwischen die Gräben zugeschüttet und Wunden geheilt wurden und dass vor allem beide Gemeinden Gottes Segen erfahren konnten und wachsen durften. Welch überragenden Anteil Helmut und Ruth Diedrichs dabei am Aufbau und Gedeihen der Stadtmission Arheilgen hatten ist schwerlich zu ermessen und an nüchternen Zahlen kaum ablesbar. Von Beginn war Helmut Diedrichs als Gründungsmitglied daran beteiligt Verantwortung mitzutragen, zunächst als Jugendbundleiter, ab 1960 als stellvertretender Vorsitzender und von 1963 - 1985 als 1. Vorsitzender. Aus bescheidenen Anfängen und mit einfachsten Mitteln durfte durch Gottes Güte und seinem Segen eine Gemeinde entstehen, die Ausstrahlung besitzt, weitestgehend anerkannt und geachtet ist und die vor allem bemüht ist, genau auf Gottes Wort zu achten und den Blick für Außenstehende offen zu halten.

Der Anteil von Helmut Diedrichs an der Baugeschichte der Stadtmission wurde schon mehrfach erwähnt; er ist so bedeutsam, dass er nicht nur uns, sondern auch unseren Kindern als Beispiel von Glaubensmut im Gedächtnis bleiben soll.

Auf Anregung von Helmut Diedrichs wurde an den Türgriffen unserer Eingangstür der Schriftzug: Honoris Dei - Gott zu Ehren“, angebracht. Einerseits soll damit an die Anfänge der Gemeinschaftsbewegung in Arheilgen erinnert werden, stand doch dieses Bekenntnis auch an der Eingangstür des Hauses von J. Ph. Weber, einem Mitstreiter der Arheilger Erweckungsbewegung im vorletzten Jahrhundert. Andererseits verdeutlicht diese Aussage einen wesentlichen Charakterzug von Helmut Diedrichs und einen wichtigen Teil seines Glaubensbekenntnisses. Leider ist dieser Schriftzug - seiner Funktion als Türgriff entsprechend - nicht auf Augenhöhe von uns Erwachsenen und gerät dadurch allzu schnell in Vergessenheit. Das Lebenszeugnis unseres Bruders Helmut Diedrichs soll uns jedoch wieder aufs Neue daran erinnern, wem letztlich alleine alle Ehre und aller Dank gebührt: Dem heiligen, dreieinigen Gott und Vater. Und ihm wollen wir von ganzem Herzen danken für das Leben und das Zeugnis von Helmut K. Diedrichs

„Wer sich aber rühmt, der rühme sich des Herrn“ (2. Kor. 9,17). Durch das Leben von Helmut durfte Gottes Ruhm verdeutlicht und verstärkt werden. Dies macht uns neben allem Abschiedsschmerz dankbar und froh.

Walter Ottmar

Zwei Erfahrungen von der sichtbaren Bewahrung Gottes, die er immer wieder erleben durfte, möchte ich noch einfügen:

Als wir viele Jahre nach dem Krieg die Gegenden seines Einsatzes in Frankreich noch einmal aufsuchten, erfuhren wir von den Einwohnern des Ortes, in dem er gefangen genommen wurde, dass dieser Berg von den Leuten noch heute als der Blutberg bezeichnet wird. Dort fand eine der letzten verbissenen Kampfhandlungen statt, als allen schon klar war, dass dieser Krieg endgültig verloren war, und er und seine Kameraden noch einmal gegen den Feind antreten mussten. Die Offiziere trieben die Soldaten mit vorgehaltenen Gewehren dem Feind entgegen. Ein sinnloser Kampf und immer wieder schlugen die Granaten zwischen ihnen ein. Dadurch entstanden viele breite Gräben in der Erde, in denen die Soldaten vorübergehend Schutz fanden. Helmut erlebte mehrere Male hintereinander, wie Gott ihn drängte aus solch einem Loch wieder heraus zu kriechen, und dass kurze Zeit später in eben diesem Loch eine Granate explodierte.. Auf diese Weise hatte Gott nicht nur sein Leben, sondern auch das Leben der Kameraden, die er immer aufforderte mit ihm zu kommen, gerettet.

Viele lange Autofahrten zu den Kunden waren immer wieder nötig, weil Kontakte zu pflegen oder technische Fragen geklärt werden mussten. So befand er sich auch an einem Tag auf der Rückfahrt von einer längeren Geschäftsreise und es zog ihn sehr, so bald wie möglich nach Hause zu kommen. Nachdem er schon eine ganze Weile hinter einem Auto her gefahren war, das auf seinem Dachgepäckträger ein großes mit Folie verhülltes Gepäckstück geladen hatte, mahnte ihn eine innere Stimme einen größeren Abstand zu halten. Er wollte möglichst bald zu Hause sein und fuhr trotzdem noch eine Zeit lang weiter hinterher. Dann wurde aber das innere Drängen so stark, dass er endlich gehorchte. Kaum hatte er einen größeren Abstand, löste sich die Folie des Gepäckstücks auf dem Wagen und viele Faserplatten fielen auf die Autobahn. Der inzwischen erreichte Abstand war nun gerade groß genug, dass er nicht getroffen wurde, und er fuhr ohne Schaden zu leiden, noch über mehre Faserplatten hinweg. Der Schrecken und auch die tiefe Dankbarkeit gegenüber Gott waren ihm noch deutlich abzuspüren, als er wohlbehalten wieder zu Hause ankam.

Zur Goldenen Hochzeit

Eine kleine Ballade
für den liebsten und besten Ehemann

Grad 50 Jahre sind es heute,
als Gott uns schenkte ein Fest großer Freude.
So kann nur der Vater im Himmel stets segnen:
Ich durfte dem Traum meiner Jugend begegnen.
Vor 50 Jahren, da schickt er mir dann
den liebsten und besten Ehemann.

Das liegt nun zurück schon sehr lange Zeit;
drum nehm' ich gern einmal Rückblick heut'.
Zum 83. Geburtstag will froh ich bedenken,
was Gott uns viel Gutes miteinander tat schenken;
und will Euch erzählen, so gut ich es kann,
von dem liebsten und besten Ehemann.

Wo ist er geboren, wo find man den Platz?
Aus der Altmark, beim Drömling, da kam er, mein Schatz.
Doch den Bauernsohn zog es nicht zu den Kühen;
so durfte er dann später nach Magdeburg ziehen,
und Technik studieren, so viel er nur kann,
der liebste und beste Ehemann.

Und während der Gymnasiumszeit
gab's eine große Begebenheit.-
Der Rektor der Schule, er fragte den Knaben:
„Was kann denn dich so verändert haben?
Deine Augen, sie strahlen heute so selig;
wie kommt es, dass du auf einmal so fröhlich?"
Er konnte nicht ahnen, wie glücklich man ist,
wenn man allen Kummer und Jammer vergisst,
weil man Jesus gefunden und befreit sein kann.
Dies erfuhr damals der liebste Ehemann.

In Wassensdorf war er der erste Christ.
Doch binnen einer Jahresfrist
ließ auch die Andern es nicht mehr in Ruh'
und Gott fügte Eltern und Bekannte dazu.
Viel christliche Schriften er damals verteilte,
auch wenn darüber oft Spott ihn ereilte.
Persönliche Ansprache ist ihm nicht sehr gegeben;
das wusste auch Gott, so durft er's erleben,
wie Gott ihm beistand in seinem Beginnen ....
Er durft' auch die Freunde im Zimmer gewinnen.
Durch das heimliche Lesen der Schriften begann es
meines liebsten und besten Ehemannes.

Nach Studium und praktisch als Heizer inclusive,
war er bald Führer auf der Lokomotive.
Doch kaum zum Reichsbahninspektor aufgeklommen
hat er gleich wieder den Abschied genommen,
weil er nicht in den Nazilisten stand.
Wenig später man ihn bei Merck wiederfand.
Doch dann kam der Krieg - und alles ging rund,
und mit 33 ging's dann in den Ehebund.
Nur - als er endlich das Glück nun gefunden,
war gleich nach der Hochzeit er spurlos verschwunden.
Die Hochzeitsreise, die macht er allein
in die Gefangenschaft nach Frankreich hinein.
Doch es zog ihn nach Hause, das sollt ihr auch wissen,
und nach einem Jahr ist er ausgerissen.
Ganz ausgehungert kam wieder er an
mein liebster und bester Ehemann.

Nach Kriegsende nun der Aufbau begann;
Der Landrat voll Sorgen kam bei uns an:
„Es fehlt in Hessen an Kinderwagen.“
Der Ingenieur verstand und wollte es wagen.
‘S war schwer, doch er hat auf Gott vertraut -
und bald wurden Kinderwagen gebaut.
Als dann für Mercedes der Lastwagen kippte,
es auch bei Diedrichs KG schnell klickte.
Repariert wurde darauf bei Nacht und in Eile;
das brachte bis heute die Autoteile.
So ging es weiter, Schritt für Schritt -
Oft Kummer und Stress - doch wir kamen mit.
Auch einige Patente, so dann und wann
beglückten den liebsten Ehemann.

Doch seine besondere Lebenspassion
Gehören dem EC und der Stadtmission.
Die Deutsche Missionsgemeinschaft nicht minder
nach Kräften zu fördern - darüber sinnt er.
Möcht’ Gott Deinen Einsatz hier und dort segnen,
dass Frucht für die Ewigkeit dort Dir begegnen.
Dass in Demut Du einst Dich freuen kannst dann -
Gott schenk es Dir lieber Ehemann.

In den Ruhestand bist Du dann gekommen
und hattest Dir schrecklich viel vorgenommen.
Mir wurd’ manchmal Angst, oft mehr als Du ahntest,
wenn wieder eine neue Reise Du plantest.
Oft kann ich mit Dir nur schwer halten Schritt,
doch auf all Deinen Wegen - ging ich gerne mit.
Und sah so viel Schönes, so dann und wann
im Leben mit Dir, lieber Ehemann.

Ein ganz besonderer Höhepunkt war
das Erlebnis der Kreuzfahrt, im vorigen Jahr.
Über Rom, Israel, Antiochien und Ephesus,
auf den Spuren des Paulus, das war ein Genuss.
Auch daheim hält das Leben noch vieles bereit:
Ist es die Freude in der Seniorenarbeit?
Oder im Garten mit dem Wein und Tomaten?
Wie gut sind sie dieses Jahr Dir geraten!
Zur Ruhe bist Du noch lang nicht gekommen.
Gar viel hast Du Dir noch vorgenommen.
Der Ahnenforschung hast Du Dich verschrieben,
auch da ist noch Vieles zu tun Dir geblieben.
Deine Memoiren hast Du schon lange begonnen;
ach, wieviel Zeit ist seither verronnen.
Da musst Du wohl 100 Jahre alt werden
bis mit allem Du fertig bist, hier auf Erden.
Doch Gott allein bestimmt Stunden und Zeit,
die er für uns hält im Leben bereit.
Wir wollen sie nutzen, so gut man das kann,
Solang’ es Gott schenkt, lieber Ehemann.

So stehen wir jetzt am Abend unserer Tage.
Vergessen sind viele der Mühen und Plage.
Und dankbar blicken wir heute zurück,
wie Gott uns bescherte viel Freude und Glück.
Er schenkte uns Söhne und Enkelkinder;
eine gute Schwiegertochter nicht minder.
Im Haus vorne und hinten sie mit uns leben,
mit Fürsorg' und Verständnis sie stets uns umgeben.
Auch gute Freunde hat Gott uns geschenkt
und wunderbar unser Leben gelenkt.
So sag' ich Dir gerne es heute erneut:
„Den Bund mit Dir hab' ich niemals bereut.
Ich bleib Dir zur Seite, so lang ich das kann:
meinem liebsten und besten Ehemann."

Und waren da etwa auch Mängelchen;
auch wenn ich Dich habe am „Gängelchen",
und konnt' sie Dir bisher nicht abgewöhnen,
so will ich mit dem was noch blieb mich versöhnen.
Ich hab auch die meinen, und wir durften erleben,
wie das Miteinander gesegnet war - stets vom Vergeben.
Im Helfen, Ergänzen - so dann und wann -
war's schön mit Dir, lieber Ehemann.

Die Jahre mit Dir waren glücklich und gut
„Ich dank Dir für alles - Deine Ruth."

✍✍✍✍✍✍✍✍✍✍✍✍✍✍

Noch ein persönlicher Nachtrag aus meinem Leben:

Bericht für die Teens

Zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg lagen nur 21 Jahre. In dieser Zeit verbrachte ich die ersten 17 Jahre meines Lebens. Von der großen Armut in Deutschland durch die Kriegslasten verspürte ich in meiner frühen Kindheit noch sehr wenig. Ich erlebte vielmehr das langsame Erholen und den Aufbau unseres Landes. Das war zu diesen Zeiten nur durch äußerste Sparsamkeit erreichbar. Damit lebten wir jedoch in großer Selbstverständlichkeit und das hat uns geprägt. (Ich glaube, ich gelte auch heute noch bei meinen Mitmenschen als übertrieben sparsam.)

Damals pflanzten die meisten Leute ihre Lebensmittel (Kartoffeln, Gemüse, Obst usw.) selbst. Fast jede Familie hatte Kleinvieh, einen kleinen Stall für Hühner, Hasen, Ziegen und auch einem Schwein. Dass wir Kinder in Haus, Hof, Stall und Garten mithelfen mussten war uns selbstverständlich und wir taten es, wenn auch nicht immer mit Begeisterung.

Da meine Eltern ein Haushaltswarengeschäft hatten war unsere Mithilfe auch hier gefragt. Da galt es beim Auspacken der Ware und beim Abstauben und später auch beim Bedienen der Kundschaft mitzuhelfen.

Freizeitangebote gab es ohnehin noch sehr wenige. Eigentlich war es am meisten das Mühlchen im Sommer, wohin es uns öfter lockte. An große Urlaubsreisen dachte man damals noch nicht. Die Ferien durfte man bei der Oma oder bei Verwandten verbringen, das war schon jedes Mal ein großes Erlebnis für uns.

Es gab ja weder Radio noch Fernseher oder gar Internet, wohl aber Bücher zum Lesen. So verbrachte man die Freizeit meist mit Freunden auf der Straße beim Versteckspielen, Fangen, Seilhüpfen und ähnlichen Spielen. Ich glaube, wir lebten damit eigentlich gesünder, da wir nicht so viel Zeit im Sitzen verbrachten.

Ja, die Straße gehörte uns zu dieser Zeit noch selbstverständlich. Die hatte man sich nur mit Pferdewagen und Radfahrern zu teilen. Ich erinnere mich, als später die Autos aufkamen, dass mein Vater das 5. Auto in Arheilgen bekam. Das wurde in der Hauptsache für das Geschäft benutzt, weil man natürlich auch beim Benzinverbrauch sparen musste.

Wir waren in der Familie 3 Mädels und erlebten eine geborgene Jugendzeit. Da auch die Großeltern mit im Hause wohnten, hatten wir immer einen Ansprechpartner, auch wenn beide Eltern im Geschäft standen. Die Kleidung nähte uns die Mutter selbst. Das heißt auch, dass wir Jüngeren ganz selbstverständlich die abgelegten Kleider der älteren Schwester trugen. In späteren Jahren kam dann von Zeit zu Zeit eine Schneiderin ins Haus, die alles für uns in Ordnung brachte. Die Autorität hatte stets unsere älteste Schwester Hedwig, deren Anordnungen wir uns mehr oder weniger willig fügten.

Ich durfte in einem christlichen Elternhaus aufwachsen. Bei Tisch wurde gebetet und morgens beim Frühstück hielt der Vater eine Kurzandacht. Bevor wir einschliefen kam dann unsere Mutter an unser Bett und betete mit uns. Sonntags besuchten wir den Kindergottesdienst in der Kirche und einmal in der Woche gingen wir zur Kinderstunde bei einer Bauersfrau in Arheilgen, wo wir Lieder lernten und uns Geschichten aus der Bibel nahe gebracht wurden. In späteren Jahren ging es dann zur Jugendstunde nach Wixhausen. Da ja die Straße damals noch den Fußgängern gehörte, trafen wir uns am Ortsausgang, hakten uns ein und zogen so in einer langen Reihe gemeinsam zu den Treffen, erzählten uns dabei oder sangen gemeinsame Lieder.

Geselligkeit wurde in unserem Haus großgeschrieben. Da meine Mutter sehr musikalisch war, unterrichtete sie uns selbst am Klavier oder Flöte- und Gitarrenspielen. Es wurde sehr viel gesungen, wozu sich auch immer junge Gäste einfanden.

Sonntags ging es dann sehr oft mitunter auch mit befreundeten Familien in den Wald, natürlich immer zu Fuß. Das war man ja gewohnt.

In der Schule war absoluter Gehorsam und Disziplin angesagt. Es gab noch die Prügelstrafe und den Rohrstock. Unsere Eltern machten uns drei Schwestern den Besuch des Gymnasiums möglich. Das war damals für Mädchen noch sehr selten. Wir waren in meinem Jahrgang aus ca. 70 Schülerinnen nur zwei, die die Volksschule verlassen durften. Im Gymnasium habe ich keinen Rohrstock mehr gesehen. Allerdings besuchten wir auch das christliche Gymnasium, eine Gründung der Schwestern des Elisabethenstiftes. Zum Teil unterrichteten uns dort noch Schwestern mit Haube. Auch die Oberin war eine Diakonisse. Doch gegen Ende meiner Zeit dort brachen dunkle Wolken über unser Volk herein. Die Hitlerzeit war angebrochen und die Schule wurde verboten und nach wenigen Jahren brach der Zweite Weltkrieg aus. Die persönlichen Freiheiten wurden mehr und mehr eingeschränkt. Der Beitritt zum Bund Deutscher Mädchen wurde für uns Pflicht und die christlichen Jugendgruppen, die wir vorher besucht hatten, wurden verboten.

Hinter vorgehaltener Hand hörte man von Konzentrationslagern, Bücherverbrennungen und es gab Rassengesetze, die die Menschen anderer Hautfarbe ausgrenzten. Waren die Nationalsozialisten am Anfang noch in ihren braunen Uniformen in die Kirche gegangen, so zeigten sie sich bald von ihrer wahren Seite. Unsere Kirche wurde zugenagelt und auch später das Gemeindehaus. Unser mutiger Pfarrer Grein hielt daraufhin in seinem Pfarrhaus Sonntags dreimal hintereinander Gottesdienst. Da saßen wir dann in seiner Wohnung und auf der Treppe und hörten auf seine ermutigenden Worte, sangen und beteten. Ohne Risiko war das nicht, denn das Pfarrhaus und die hinein gingen, wurden immer beobachtet. Nur wenige trauten sich, etwas gegen die Regierung zu äußern und die es taten wurden eingesperrt. Ich erinnere mich, dass meine Mutter es oftmals abends wagte einen ausländischen Sender am Radio einzuschalten, um sich so über das, was wirklich in der Welt und im Land geschah, zu informieren. Das war streng verboten und hätte ihr die Freiheit gekostet, aber mein Vater stand während dieser Zeit immer am Tor und bewachte das Haus.

Dann kamen die 6 Kriegsjahre und mit ihnen die schweren Luftangriffe. Wir erlebten schlimme Tage und Nächte. Weil wir uns in Darmstadt meist in der Einflugschneise der feindlichen Flugzeuge befanden, mussten wir viele Stunden im Luftschutzkeller verbringen. Es war immer sehr aufregend, wenn nachts die Sirenen heulten und man aus dem Bett in den Keller musste. Das dauerte meist viele Stunden. So kamen wir am anderen Morgen oft unausgeschlafen und müde zur Schule.

Ich hatte in der Zwischenzeit die Wirtschaftsoberschule in Darmstadt besucht, die damals noch nicht die Möglichkeit zum Abitur bot. So meldete mich der Direktor dazu in Mannheim an, mit der Möglichkeit eine Klasse zu überspringen. Das hätte mich meinem Ziel Handelsschullehrerin zu werden rasch näher gebracht. Obwohl ich dort schon ein Zimmer bekommen hatte, musste ich jedoch darauf verzichten, weil die Bombenangriffe auf Mannheim so verstärkt und grauenvoll waren, dass die Einwohner evakuiert wurden. So blieb ich stattdessen daheim und arbeitete als Sekretärin in der Rüstungsindustrie. Dort war ich wenigstens sicher vor dem Zugriff durch die Nazis. Auch meine jüngste Schwester Lydia hatte Schwierigkeiten mit ihrer Ausbildung. Sie wurde als Lehrerin in einen kleinen hinterwäldlerischen Ort ohne Bahnanschluss versetzt mit der Begründung, dass ihre Familie infolge ihrer christlichen Einstellung politisch unzuverlässig sei.

Das letzte Kriegsjahr war angebrochen, als es für mich zu einer entscheidenden Wende kam. Das war eine merkwürdige Führung. Nur einmal in meinem Leben habe ich einen Jubiläums-Gottesdienst in Heidelberg besucht und auch ein Ingenieur aus Ludwigshafen war nur ein einziges Mal dort. Wir kannten uns vom Sehen aus seiner Darmstädter Zeit und er kam auf mich zu und wir machten uns bekannt. Aus dieser Begegnung wurde schon nach einem halben Jahr unsere überaus glückliche 55 jährige Ehe. Wir hatten immer die Gewissheit, dass Gott es war, der uns auf so eine wunderbare Weise am Kriegsende zusammen geführt hatte.

Auch mein Mann hatte schwere Einbußen durch die Hitlerregierung hinnehmen müssen. Gerade als er seine Ernennung zum Reichsbahninspektor bekommen hatte, wurde bekannt, dass er nicht mehr in der nationalsozialistischen Partei war. Er hatte damals zur Genehmigung der Beschäftigung als Beamter dort eintreten müssen. Seinen Verbleib konnte er aber später mit dem Gewissen nicht mehr verantworten. Um seiner Entlassung vorzubeugen, musste er deshalb seine Laufbahn aufgeben und kündigen. Er fand in der Privatindustrie einen neuen Arbeitsplatz, wurde aber bald darauf eingezogen. Von seinem Ausbildungsstandort aus wurde er, noch bevor er an die Front kam, aber wieder ausgewählt und zum besonderen Einsatz in die Heimat geschickt. Hier galt er als „unabkömmlich“ und konnte weiterhin als Zivilist bei IG-Farben in Ludwigshafen arbeiten mit dem Auftrag Fabriken für die Herstellung von künstlichem Benzin zu konstruieren und zu planen, welches für die Wehrmacht dringend gebraucht wurde. In Ludwigshafen erlebte er in steter Folge schwere Luftangriffe. Bei der versuchten Rettung der Bewohner eines brennenden Hauses wurde er selbst schwer verwundet und lag mit schweren Rippenbrüchen und einer Rauchvergiftung am Straßenrand, wo er am nächsten Morgen aufgesammelt und in ein Krankenhaus gebracht wurde. Der Krieg war längst auch in der Heimat angekommen.

Lichtblicke waren aber jetzt für uns, seine freien Sonntag und seine Besuche bei uns in Darmstadt, die er manches Mal, wenn die Bahnlinien des Nachts wieder durch Bomben zerstört worden waren, mit dem Fahrrad hinter sich bringen musste. Doch leider war dies nur einige Wochen für uns möglich. Mittlerweile hatten auch die Nazis gemerkt, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war und auch alle „unabkömmlichen“ Männer mussten jetzt noch an die Front. Mein Mann wurde nach Koblenz einberufen.

Während seiner kurzen Ausbildungszeit war es uns noch möglich, unsere Hochzeit zu arrangieren. Es konnten sogar noch die Schwiegereltern aus der Altmark dazu anreisen; das war in den letzten Kriegswochen nicht ohne Gefahr. Sie mussten mehrmals aus dem Zug aussteigen, um vor den angreifenden Tieffliegern im umliegenden Gelände Schutz zu suchen. Auch unsere Hochzeitsfeier mussten wir unterbrechen und mit unseren Gästen Schutz im Luftschutzkeller suchen. Dennoch wurde es zwar eine einfache und doch eine dankbare Feier. Das Brautkleid bekam ich von meiner Schwester, die ein Jahr zuvor geheiratet hatte. Zwei Jahre später erhielt es dann die jüngste Schwester, die ja die kleinste war, und bei der es dann endgültig abgeschnitten werden konnte. Die schwarzen Schuhe wurden weiß angestrichen; man war gewöhnt zu improvisieren.

Als eigene Wohnung hatten wir mein Schlafzimmer und damit ein Dach über dem Kopf. Das war in Darmstadt nicht selbstverständlich. Gerade einige Wochen zuvor war der große Luftangriff auf Darmstadt gewesen, wo 300 000 Bomben gefallen waren und fast die gesamte Innenstadt zerstört worden war. Es gab 70 000 Obdachlose und über 12 000 Bürger waren ums Leben gekommen. Als mein Mann und ich 8 Tage später durch die Stadt gingen, lagen immer noch Tote auf der Straße, manche völlig verkohlt und verbrannt, andere durch Minen umgekommen , sie sahen aus als würden sie noch leben. Der Krieg wurde immer schrecklicher. Schwer war dann der Abschied eine Woche nach unserer Hochzeit. Ich begleitete meinen Mann noch zu seiner Truppe nach Heidelberg, von wo es dann für ihn an die Front ging. Ein ganzes Jahr lang habe ich danach nichts mehr von ihm gehört. War er im Westen, wo die Amerikaner gelandet waren, war er im Osten, wo die Russen vorwärts marschierten und grausame Vergeltung übten?

Bei uns in der Heimat war die Situation durch den herannahenden Feind auch mehr und mehr bedrohlich geworden. Ich war für die letzten beiden Monate in den Odenwald zu meiner Schwester evakuiert, um ihr zur Seite zu sein und auch weil man sich dort sicherer glaubte. Aber gerade da hatte sich eine versprengte Truppe in das Tal hinein begeben und führte dort ihre letzten erbitterten Kämpfe. Es war aussichtslos, aber hinter den Soldaten standen ihre eigenen Landsleute und zwangen sie mit ihren eigenen Waffen zu den letzten verzweifelten Kämpfen. Keiner durfte sich ergeben

und viele starben noch - so sinnlos. Wir Zivilisten mussten unsere letzten Nächte mit meiner kleinen Nichte auf einem Kohlenhaufen in einem Gewölbekeller verbringen, bis dann endgültig Schluss war und die weißen Fahnen gehisst wurden.

Der Krieg war zwar nun zu Ende, aber die Bahnlinien und die Postverbindungen waren noch völlig zerstört und wir konnten nichts vom Ergehen unserer Lieben daheim erfahren. Wir waren aber sehr besorgt um unsere Eltern. So machten wir uns mit dem Kinderwagen zu Fuß vom Odenwald über Bensheim auf den Weg nach Darmstadt und waren erleichtert, daheim alles wohlbehalten anzutreffen.

Endlich kam überraschend ein durchgeschmuggelter Brief als „Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen“ von meinem Mann bei mir an. Wenige Wochen danach, wir konnten es kaum fassen, kam er selbst nach einer achttägigen abenteuerlichen Flucht aus Frankreich wieder gesund nach Hause. Das war ca. 1/2 Jahr nach Kriegsende und eigentlich ein echtes Vorrecht, denn viele Soldaten mussten noch eine sehr lange Zeit in Gefangenenlagern verbringen. Wir waren Gott für all seine Hilfe und Bewahrung von Herzen dankbar und unser gemeinsames Leben konnte nun endlich beginnen.

Arheilgen war von den Bombenangriffen nahezu verschont geblieben. Meine Schwestern waren ausgezogen, so konnten wir uns eine kleine Wohnung einrichten. Es gab Bezugsscheine für Kleidung, Essen und Wohnung. Mein Mann war jetzt voller Ideen, um beim Wiederaufbau zu helfen. Nach kurzer Zeit machte er sich selbständig, zuerst mit Artikeln für den Haushalt. Da es ja an allem Nötigen fehlte, war der Absatz immer gewährleistet. Schon verhältnismäßig bald kam es, weil es in Hessen an Kinderwagen fehlte, zum Beginn der Kinderwagenherstellung. Von Anfang an konnte ich ihm im Kaufmännischen zur Seite stehen und wir durften so, nach all den notvollen Jahren, eine gesegnete und frohe Zeit miteinander erleben.

Mein Mann verstarb 2000 im Alter von 88 Jahren.

Jetzt führt mein ältester Sohn die Firma und schon stehen die Enkel bereit, um den Betrieb, der heute hauptsächlich als Autozulieferer tätig ist, weiter zu führen. Ich bin nun 85 Jahre alt und blicke zurück und kann nur aufrichtig „Gott sei Dank“ sagen.

Verlobungszeit

goldene Hochzeit 1998

Weihnachten 1978

Noch ein kurzer Bericht, den ich an meinem 90. Geburtstag weitergegeben habe:

So spricht der HERR, der dich geschaffen hat:
Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst;
ich habe dich bei deinem Namen gerufen;
du bist mein! Jesaja 43,1

Das war mein Konfirmationsspruch, der mich durch mein Leben begleitet, mich getröstet und mir Geborgenheit und Kraft gegeben hat; in guten wie in bösen Tagen. Davon würde ich Euch gerne berichten und mein reiches Erleben mit Euch teilen. An einigen Streiflichtern will ich zeigen, wie wunderbar Gott mich geführt hat, bis heute.

Soweit ich es zurück verfolgen kann, hat Gott mit seinen Segnungen schon im Jahr 1798 begonnen, als Graf Zinzendorf seine Sendboten nach Arheilgen sandte und so auch die Familie meines Urahnen zum Glauben kam und sich fortan die Gläubigen in seinem Hause versammelten. Von da an lassen sich die Spuren, die zur heutigen Stadtmission führten, zurück verfolgen.- **Gottes verheißener Segen von den Vätern an die Kinder**.- Ich durfte ihn erfahren und an meine Kinder weitergeben.

Der Segen eines christlichen Elternhauses ist nicht zu ermessen: Morgenandacht des Vaters, Tischgebet, Gebet vor dem Weg zur Schule, Abendgebet, die Teilnahme an der christlichen Kinderstunde, Besuch eines christlichen Gymnasiums, Konfirmation, Sonntagmorgen-Gottesdienst und nachmittags Besuch der Gemeinschaftsstunde. Darüber hinaus immer viele Gäste im Elternhaus, meist von Mitarbeitern im Reich Gottes. Die Mutter spielte die Orgel in der Kirche, das Harmonium in der Gemeinschaftsstunde, sammelte die Jugend im Haus und gab Gitarrenunterricht, und der Vater beteiligte sich als Laienprediger und aktiver Mitarbeiter in vielen Gremien.

Dabei kamen auch andere Freuden nicht zu kurz. Etwa Besuch einer Oper in Frankfurt, schöne Urlaube oder auch mal Fahrten mit dem Auto. Schön war immer auch eine Einkaufstour nach Frankfurt, oder auch die Mitarbeit im elterlichen Geschäft und vieles mehr.

Aber auch schwere Zeiten ordnete Gott in mein Leben hinein. Im Nachhinein erkenne ich, dass auch dies besondere Segenszeiten waren. Mit 20 Jahren bekam ich einen schweren Scharlach, der mich an den Rand des Todes brachte und mir ein schweres Herzleiden verursachte, so dass ich ein Jahr arbeitsunfähig war. Als ich nach 6 Wochen aus dem Krankenhaus zurückkehrte empfing mich unser Hausarzt mit den Worten: „Na wieder auferstanden von den Toten?“ Damals war ich Chefsekretärin in der Rüstungsindustrie, was mich vor den Anforderungen durch die Nazipartei bewahrte.

Schon ein Jahr später, im letzten Kriegsjahr, erlebte ich die größte Freude meines Lebens. Ich lernte meinen Mann kennen. Eigentlich kannte ich ihn schon, als ich 16 Jahre alt war. Damals war er als Inspektor nach Darmstadt versetzt worden und arbeitete mit in der Darmstädter Stadtmission. Ich erlebte ihn auf einem großen Jugendtreffen, wo er an der Festpredigt beteiligt war und aus seinem Leben berichtete. Er tat das so strahlend und voller Überzeugung und Freude, dass ich den Gedanken hatte, solch einen Ehemann müsstest ich einmal haben, der würde mich in meinem schwachen Glauben stärken und stützen. Aber ich habe ihn dann 5 Jahre nicht mehr gesehen. Er wurde Soldat und dann von dort abkommandiert und nach Ludwigshafen versetzt, um dort Fabriken zur Benzingewinnung zu bauen. Auf einem Treffen des Jugendbundes in Heidelberg kam er unverhofft auf mich zu begrüßte mich und noch im selben Jahr waren wir ein glückliches Ehepaar. Die Hochzeitsreise jedoch machte er allein. Er war ja wieder Soldat geworden und das Kriegsende stand nahe

bevor. Ich brachte ihn wieder zu seinem Regiment nach Heidelberg und hörte ein ganzes Jahr nichts mehr von ihm. Eine schwere Zeit! War er in Russland, war er in Frankreich, lebte er noch? Nach einem Jahr stand er plötzlich wieder vor unsrer Tür. Er war aus der Gefangenschaft in Frankreich ausgerissen und über eine Woche nachts gewandert und war hungrig und abgekämpft wieder bei mir.

Über unser gemeinsames Leben blicke ich in großer Dankbarkeit zurück. Wir wuchsen immer mehr zusammen und erlebten Gottes Hilfe und Gnade jeden Tag neu. Gott schenkte uns zwei Söhne, vier Enkel und jetzt noch 2 Urenkel, auch Schwiegertochter und Schwiegerenkel und das alles in Harmonie und herzlicher Liebe miteinander. Auch mit 90 Jahren darf ich es erleben, wie Gott mir jeden Tag hilft den Alltag zu bestehen, mich bewahrt und mich jeden Tag neu beschenkt mit allem, was ich brauche. Ihm sei die Ehre, Ruhm und Anbetung.

Gerade habe ich diese Berichte noch einmal durchgesehen. Sicherlich finden sich manche Wiederholungen darin. Auch einige Ergänzungen wären vielleicht wert sie noch festzuhalten.

Etwa von der Möglichkeit für mich im Bayrischen Fernsehen in München 2005 über den Aufbau unserer Firma nach Kriegsende zu berichten. Damals führte der Regisseur selbst einen unserer Kinderwagen auf die Bühne und ich konnte erklären, mit wie vielen Schwierigkeiten wir da zu kämpfen hatten, nach einem verlorenen Krieg. Sigrun und Daniel waren dabei und konnten auf der Zuschauertribüne Platz nehmen.

Manche schönen Urlaubsreisen sind mir noch in Erinnerung, etwa die Fahrt auf einem Kreuzfahrtschiff durch das Mittelmeer auf den Spuren des Apostels Paulus bis nach Ägypten, oder dem Besuch bei Missionaren bei den Zulus und auch in Kapstadt. Auch die Freizeit in Korsika ist mir noch in guter Erinnerung. Und noch vieles andere.....

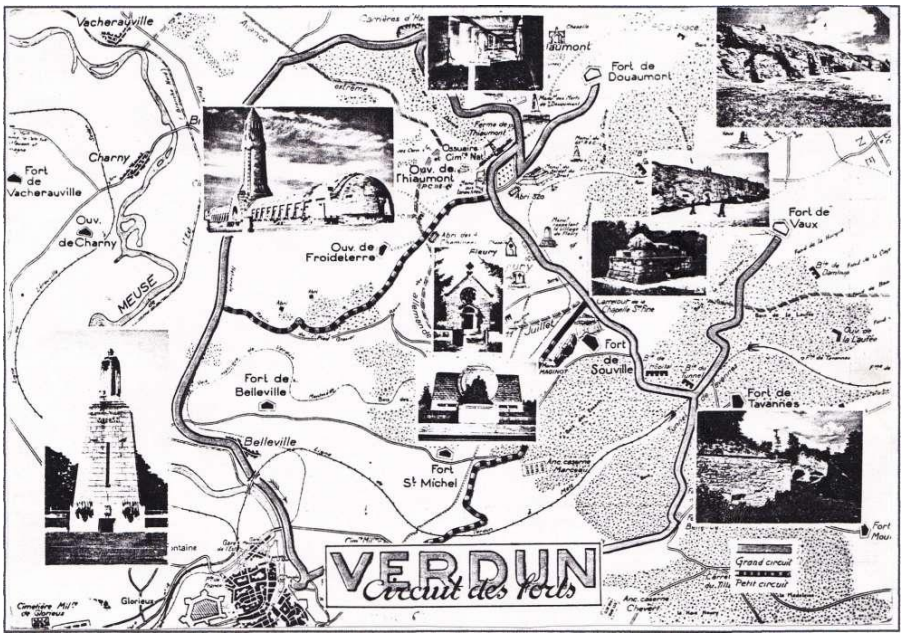
Ruth Diedrichs
2014

Oktober 1995

Rückblick auf die Zeit des Nationalsozialismus und den 2. Weltkrieg, von Ruth Diedrichs, geb. Fritz

Dies soll keine politische Argumentation sein. Jedoch gerade beim Erleben der Gedächtnisfeiern, 50 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg, ist durch gezielte Fragen der Kinder und Enkel ein Erklärungsbedarf offenkundig geworden, dem im Folgenden unter Einbeziehung der familiären Erfahrungen Rechnung getragen werden soll.

Sowohl unser Großvater Karl Fritz, der jüngere, als auch Großvater Hermann Diedrichs, der ältere, nahmen am 1. Weltkrieg teil, wurden verwundet, erlebten aber dennoch Gottes Bewahrung und kehrten als geschlagene Helden, die sich mutig mit ihrem Leben für Volk und Vaterland eingesetzt hatten, wieder zurück. Karl Fritz hatte sich nach Abschluß der Mittleren Reife gleich freiwillig an die Front gemeldet, voller Sorge, der Krieg könnte auch ohne seine Mitwirkung in Kürze schon siegreich beendet sein. Das kam ganz anders, und er bekam die Härten des Krieges in fast vieijährigem Fronteinsatz noch empfindlich zu spüren. Er war einer der Wenigen, die die furchtbare Völkerschlacht bei Verdun überlebte. Wir fuhren lange Jahre danach mit ihm zu dem Fort Douaumont, wo die schwer



sten Kämpfe stattgefunden hatten, und noch immer hatte er all das Grauen dieses schrecklichen Mordens nicht vergessen. Wir Kinder sahen in dem Einsatz unserer Väter eher etwas Heldenhaftes, dessen man sich nicht schämen brauchte.

Deutschland erholte sich nur langsam von den Folgen dieses Krieges. Die Reparationslasten (Wiedergutmachungszahlungen) drückten hart. Der Kaiser war nach Holland geflüchtet und die Demokratieversuche hatten nicht den Erfolg, der den Deutschen wieder Hoffnung gegeben hätte. Die Arbeitslosigkeit war groß und das soziale Netz völlig unzureichend. Es gab Unruhen im Land, viel Not und Hoffnungslosigkeit. Der Kommunismus machte sich breit, säte Haß, und machte mit seinen gottlosen Parolen den Menschen Angst. Das bereitete den Boden für den Einzug der Nationalsozialisten vor. Adolf Hitler trat auf den Plan und versprach den Deutschen Hilfe und Rettung. Er gab sich zunächst auch fromm und erklärte in seinen Reden, dass er sich zum positiven Christentum Nationalsozialismus und Weltkrieg

bekenne. Man hörte von ihm, dass er täglich das Losungsbuch lesen würde. Sonntags saßen anfänglich die uniformierten "Braunen" (Hitlers Nationalsozialisten) in der Kirche und nahmen an den Gottesdiensten teil. So wurde Hitler 1933 mit großer Mehrheit gewählt. Auch die meisten Christen wählten ihn damals, unsere Eltern eingeschlossen.

Heute ist das kaum zu verstehen. Es bleibt ein großes Versagen, dass niemand sich in dieser Zeit die Mühe machte, tiefer in die Ideen und Ziele der Nationalsozialisten einzudringen, geschweige denn das Buch "Mein Kampf' zu lesen. Da hätten Bibelkundigen die Augen aufgehen müssen. Dies bleibt eine große Schuld.

In den ersten Jahren schien auch alles noch gutzugehen. Hitler ließ die Autobahnen bauen und gab dadurch vielen Menschen wieder Hoffnung und Brot. Doch schon bald zog er die Zügel straffer, und totalitäre Züge offenbarten sich. Menschen, die anders dachten, verschwanden plötzlich und man hörte hinter vorgehaltener Hand, dass sie sich zur Umerziehung in einem Konzentrationslager befänden. Es wurde auch irgendwie bekannt, dass die Verhältnisse dort sehr schwer zu ertragen seien. Aber wenn einer der Betroffenen einmal zurückkam, so war er meist in seiner Persönlichkeit sehr verändert und hatte absolutes Verbot über die Zeit seiner Lagerhaft zu berichten. Daran hielten sich die Betroffenen, wohl wissend, dass ihnen sonst noch Ärgeres widerfahren würde. So blieb den meisten Menschen verborgen, was sich anbahnte, bis die Judenverfolgungen begannen, 1938 die Synagogen brannten und das Judenpogrom massiv einsetzte. Viel zu spät gingen den Menschen die Augen auf.

Hatte sich zum Beispiel der Marburger E.C.-Jugendverband und das ganze Brüder- und Schwesternhaus noch lange auf die Seite der Nazis gestellt, so erkannten sie, soweit ich mich erinnere, spätestens zu diesem Zeitpunkt ihre Fehlentscheidung. Andere Christen, hatten sich schon früher gegenseitig gewarnt und in geheimen kleinen Treffen ihre Erkenntnisse weiter gegeben. Zu unseren Eltern Fritz kamen öfters Gäste ins Haus, die mehr von den Greueltaten wussten. Einer davon hatte einen Bruder, der ein Angestellter Hitlers in dessen nächster Umgebung war. Dieser berichtete, dass Hitler, wenn ihm etwas entgegen war, eine Art Wahnsinnsanfall habe, wobei er sich oft auf dem Boden wälzte und in den Teppich biss. Aber er hatte, besonders durch seine Elitetruppe, die SS, die Macht in festen Händen. Wer den "Heil Hitler-Gruß", den er eingeführt hatte, nicht ausführte, oder auch nur andeutungsweise seinen Anschauungen zu widersprechen wagte, verschwand im Gefängnis oder im KZ. So entwickelte er sich zu einem Größenwahnsinnigen und der Weg in den zweiten Weltkrieg war geebnet.

Anders als im 1. Weltkrieg war dieser 2. Weltkrieg von Anfang an mit Makel und Lügen behaftet, so dass er von der Bevölkerung nicht mit Patriotismus und Hoffnung begleitet wurde. Dennoch gab es nach den anfänglichen Überraschungssiegen noch viele, die an ein gutes Ende glaubten. Doch das konnte und durfte nicht kommen. Es hätte auch die Ausrottung der Christen in Deutschland zur Folge gehabt. Mein Mann berichtet, dass er während der Zeit, als er bei Merck beschäftigt war, einen NS-Schulungsbrief auf dem Schreibtisch seines Chefs, den er zu vertreten hatte, fand. In diesem war schon angekündigt, dass, nachdem die Juden, die ja als minderwertige Rasse eingestuft waren und deshalb ausgerottet werden sollten, vernichtet sind, die Christen an der Reihe seien. Er selbst war damals, während seines Studiums in die Nationalsozialistische Studentenbewegung überführt worden und danach in die SA eingetreten. Bald wurde ihm klar, dass er darin nicht bleiben konnte. Aber es war dann später unmöglich, als er Inspektor bei der Reichsbahn war, ohne Zugehörigkeit zu einer nationalsozialistischen Organisation, weiter Beamter zu bleiben. So quittierte er, nachdem er ausgetreten war, diesen Dienst sofort und wechselte in die Privatindustrie zur Firma E.Merck. Während des Krieges wurde er dann schon bald vom OKH zu kriegswichtigem Dienst UK-gestellt (= Unabkömmlich in der Heimat). Sein Arbeitsplatz war bei der IG-Farben in Ludwigshafen. Diese Industriestadt wurde sehr oft von Flugzeugangriffen heimgesucht, so dass er viele Nächte im Keller oder mit Luftschutzdiensten verbringen musste. Bei einem solchen Angriff, als das Haus seines Vermieters getroffen wurde, und er sich bei der Bergung der Hausbewohner einsetzte, stürzte er ein Stockwerk tief im brennenden Haus ab. Er hatte eine Rauchvergiftung und einige Rippen gebrochen. Wegen seiner Hilflosigkeit wurde ihm dabei sein Koffer, mit seinen wichtigsten Urkunden und persönlichen Dinge gestohlen, so daß nur noch das, was er auf dem Leibe hatte, übrig blieb. Als der Krieg seinem Ende zuging, und die Industrieanlagen, die er zu planen hatte, doch nicht mehr zur Verwirklichung kommen konnten, musste er wieder in den Kriegsdienst.

Schon bald kam er Ende 1944 in Frankreich in Gefangenschaft, wo er anfänglich großen Hunger zu leiden hatte. Ende 1945 floh er in einer abenteuerlichen Flucht, etliche Nächte durch Frankreich hindurch, wieder nach Hause.

Auch in Darmstadt machten uns die Fliegeralarme sehr zu schaffen. Viele Nächte haben wir unter großen Ängsten im Keller verbracht. Als Bomben in der näheren Umgebung fielen, fühlten wir die Einschläge wie ein Schaukeln und der Lärm der Bombenexplosionen schreckte uns sehr. Man betete oft auch laut miteinander. Dabei merkten wir, dass einige Nachbarn gerne zu uns in den Keller kamen, weil sie wussten, dass gebetet wurde und sie sich dadurch auch Schutz versprachen.

Die christlichen Jugendbewegungen waren bereits verboten, bzw. in die Hitlerjugend eingegliedert. Zunächst geschah das noch mehr oder wenig freiwillig, später wurde es für alle Pflicht. Wir Geschwister waren bei den Letzten, die eingegliedert wurden. Das war nach außen hin schon sehr anstößig. Damals wurden die Juden in der Justus Liebigschule zusammengetrieben und von dort in die KZs verschickt. Wir waren sehr betroffen, als man sie so abtransportierte, aber wir wagten nicht, uns für sie einzusetzen. Es hätte auch keinen Erfolg gehabt, wir wären höchstens mitgefangen worden. Aber haben wir nicht alle doch versagt? Ein ungutes Gefühl bleibt auch heute noch zurück.

Es gab einige Mutige, die es wagten zu widerstehen. Sie kamen ins KZ oder wurden mit dem Tode bestraft. Einige wurden von Gott bewahrt, andere wurden zu Märtyrern. Vom Sohn eines Oberforstmeisters, mit dem wir sehr verbunden waren, wissen wir, dass er aus Gewissensgründen den Hitlergruß verweigerte, weil er das Heil nur in Jesus Christus begründet fand. Er überlebte mehrere Jahre bei schwerster Arbeit im KZ und wurde auch dort zum Segen für seine Leidensgenossen von Gott gebraucht. Wir wissen auch, dass sehr viel für ihn gebetet wurde; und dass bei solch einem Gebetstreffen eine Frau plötzlich ein "Gesicht" (Erscheinung) hatte, wo sie diesen jungen Mann auf seiner Pritsche liegen sah, als ein Engel bei ihm stand und ihn speiste. Das hat seine Eltern damals sehr gestärkt und ihnen Hoffnung gegeben. Als er nach Kriegsende befreit wurde, konnte man feststellen, dass er trotz der Hungerrationen im Lager nicht an Körpergewicht verloren hatte. Dieser Sohn ist heute Leiter eines Missionswerkes in Frankreich.

Meine Mutter habe ich einmal dabei beobachtet, als sie einer Jüdin, die sich bei einbrechender Dunkelheit noch in unser Geschäft gewagt hatte (was ihr eigentlich verboten war), heimlich Ware zugesteckt hat. Von Tante Luise Kessel wissen wir, dass sie noch im letzten Kriegsjahr einen Juden einige Monate versteckt hatte, und ihm dadurch zum Überleben verhalf. Sonst ist mir, außer verborgener Aufklärungsarbeit, kein Einsatz in unserer Familie bekannt. Das Abhören ausländischer Radiosender war uns Deutschen verboten. Unsere Eltern hörten dennoch oft an den Abenden die Auslandssendungen, wobei am Tor jemand Schmiere stehen musste. Auch diesen Aufklärungen haben wir es zu verdanken, dass keiner damals in die Partei eingetreten ist. Meine Schwester Hedwig hatte sich mehr oder weniger freiwillig einmal zu einer Unterschrift zum Eintritt in die Partei verleiten lassen. In der Nacht bekam sie eine solche Reue, dass sie, nachdem sie viel gebetet hatte, am nächsten Tag hinging und es wegen angeblichem Geldmangel wieder rückgängig machte. Es war schon ein Wunder, dass diese fadenscheinige Begründung ohne Folgen blieb und akzeptiert

wurde. Lydia, meine andere Schwester, konnte damals die Verderblichkeit der nationalsozialistischen Partei noch nicht so erkennen und wäre gerne eingetreten. Es wurde ihr aber mit der Begründung der mangelhaften Zuverlässigkeit ihrer Eltern abgelehnt. Da war sie zunächst sehr enttäuscht, später jedoch dankbar dafür.

Während der letzten Kriegszeit, als ich in einem Rüstungsbetrieb tätig war, hatte ich manchen Einblick in die Nöte der russischen Kriegsgefangenen und die der dienstverpflichteten Polen. Eine gewisse Genugtuung verschafft es mir noch heute, dass wohl Zweidrittel der Arbeiter doch Verständnis für die Nöte dieser Menschen hatte, und teilweise deren Behandlung mit deutlicher Empörung empfanden. Immer wieder wurde, trotz Strafandrohung versucht, diesen Unterdrückten etwas zuzustecken oder kleine Hilfeleistungen zu tun.

Das Pfarrhaus nach der Kristallnacht.

Mein Mann wagte mit seiner Jungschar, die er während seiner Studienzeit in Magdeburg und sie noch manchen mutigen Einsatz. So wanderte er mit ihnen durch die Straßen von Magdeburg und sie sangen dabei fröhliche Glaubenslieder, so dass die Leute die Fenster aufmachten und staunten. Es ist damals ohne Folgen geblieben. Heute ist es uns schmerzlich bewusst, dass all dieses viel zu wenig gewesen ist und keine Begründung für unterlassene Hilfeleistungen oder ein notwendiges Engagement sein konnte.

In Arheilgen hatten wir durch Herrn Pfarrer Karl Grein einen mutigen Seelsorger. Oft wurde er verhaftet und verhört und auch einige Zeit inhaftiert. Die Kirche wurde ihm zugenagelt und auch das Gemeindehaus war ihm verboten. So sorgten seine treuen Kirchenmitglieder für entsprechende heimliche Publikationen und die Gottesdienste fanden Sonntag morgens viermal hintereinander im Pfarrhaus statt. Ich erinnere mich noch genau, wie ich es einmal mit der Angst zu tun bekam, als er seine Predigt mit den Worten schloss: "Was hülfe es dem Menschen, oder einem Volk, wenn es die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Das war in der Zeit, als unsere Truppen noch siegreich waren ein nicht verzeihbarer Affront. Doch es blieb ruhig. Vielleicht war an diesem Tag kein Spitzel im Gottesdienst. Auch wagte er es, sich für die Juden einzusetzen. So stand lange an seinem Pfarrhaus: "Schwarzer Karl - Judenhirte - Volksverräter" Später erhielt er Redeverbot.

Von den eigentlichen Greueltaten und Verbrechen war uns aber, obwohl einiges gemunkelt wurde, nichts bekannt geworden. Niemals hätte man gedacht, dass diese Massenvernichtungen und Grausamkeiten von unserem Volk verübt werden könnten. Davon erfuhr man erst nach Kriegsende und war erschüttert. Aber eines wussten wir schon gleich, dass es mit diesem Krieg, der von uns Deutschen über friedliche Menschen gebracht worden war, niemals zum guten Ende kommen könnte.

Inzwischen gab es an den Fronten einen Wandel. In den Kriegsberichten hörte man immer öfter, dass die Truppen sich zur Lageverbesserung "erfolgreich zurück gesetzt" hätten. Die schweren Luftangriffe auf die deutschen Städte wurden häufiger und totaler. Man musste viele Nächte und oft auch am Tag in den Luftschutzkeller, die Lebensmittel wurden knapper und viele Todesnachrichten kamen von den Fronten. Auch Darmstadt erlebte seinen schweren Luftangriff, bei dem zwei Drittel der Innenstadt vernichtet wurde. Es war grauenvoll; acht Tage später lagen noch Tote auf der Straße. Der Geruch der Leichen erfüllte die Luft. Alle Männer mussten zum Bergen der Verletzten und Toten in die Innenstadt. Es war schaurig, als unser Vater berichtete, wie sie die Toten auf die Lastwagen schleppten und auf dem Waldfriedhof in Massengräbern begruben. Noch durfte niemand den Sieg anzweifeln. Wer das nur auszusprechen gewagt hätte, wäre wegen Wehrzersetzung ins KZ gekommen.

Karl Fritz musste zum Volkssturm antreten und wurde zum stellvertretenden Einsatzleiter bestimmt. Als die Panzer näher kamen, sollten in Arheilgen Barrikaden aufgerichtet werden, um den Feind aufzuhalten. Ein aussichtsloses Unternehmen! Als unser Vater deshalb den Polizeimeister anrief, um ihn zu konsultieren, erhielt er von dessen Frau den Bescheid, dass der nicht aufzufinden sei. Das brachte ihn zum gleichen Entschluss. Er verbarg sich, ohne seine Familie von seinem Versteck wissen zu lassen. Durch den Einsatz von Pfarrer Grein und einiger anderer beherzter Männer wurden die begonnenen Barrieren rechtzeitig entfernt, bevor es zu Kämpfen kommen konnte. So wurde Arheilgen von den Amerikanern kampflos besetzt und vor weiteren Kriegsverwüstungen verschont. Zu diesem Zeitpunkt waren nur noch unsere Eltern in Darmstadt-Arheilgen. Wir Töchter waren wegen der akuten Bedrohung entweder im Odenwald oder in Oberhessen. In Gronau, wo Hedwig mit ihrem Kleinkind und ich uns aufhielten, kam es noch zu Kämpfen. Die Feindmächte hatten schon rundherum alles eingenommen, nur im Tal Gronau waren noch einige Soldaten versprengt, die sich gerne ergeben hätten. (Zum Teil hatten sie von der Bevölkerung Zivilkleider bekommen und konnten fliehen).

Der Rest wurde von einigen SS-Leuten mit Gewehren hinter ihrem Rücken zum letzten Kampf gezwungen und viele sind noch sinnlos gefallen. Wir verbrachten die letzten Nächte, und auch teilweise die Tage, in einem großen Gewölbekeller, in dem Kohle gelagert war. Auf darüber gelegten Decken konnten wir zeitweise Schlaf finden. Einige Wochen nach dem Krieg, als es weder Zeitung noch Telefon gab, plagte uns die Ungewissheit, was mit unseren Eltern geschehen sei, und wir machten uns mit der kleinen Ruth (1 Jahr) im Kinderwagen zu Fuß auf die Reise nach Hause. Dort trafen wir die Eltern und Arheilgen unversehrt an. Die Amerikaner hatten im Ort Quartier genommen, und viele Leute mussten ihre Häuser räumen. Aber der Krieg war aus, und man war von der Naziherrschaft befreit. Trotz des bitteren Endes waren wir darüber froh und dankbar.

Ruth Diedrichs

Erinnerungen an vergangene Tage (Ruth Diedrichs Arheilgen 2007)

Vier Jahre nach dem ersten Weltkrieg wurde ich als 2. Tochter des Ehepaars Fritz in Arheilgen geboren. Es war eine Zeit des Wiederaufbaus und des Friedens. Aber dennoch war das Leben damals nicht einfach, weil die hohen Kosten der Reparationslasten, die uns Deutschen auferlegt worden waren, immer noch an die Siegermächte entrichtet werden mussten. Es gab sehr viele Arbeitslose, und der Aufbau in fast allen Berufsfeldern kam nur sehr sehr langsam wieder in Gang. Sparsamkeit und sich Bescheiden war für jedermann selbstverständlich und jede noch so geringe Verbesserung der Lebensverhältnisse war ein Grund zur Hoffnung und zur Freude. Wir kannten es nicht anders und waren zufrieden.

Meine Eltern besaßen einige Äcker und hielten im Stall ein Schwein und im Garten die Hühner. Das war eine große Hilfe für die Versorgung des Haushaltes, der meist 7 - 10 Personen umfasste. Sie hatten ein Ladengeschäft (Porzellan - Haushaltwaren) und zu dieser Zeit war es üblich, dass das Personal mit im Hause wohnte und Familienanschluss hatte. Wir konnten als weitgehende Selbstversorger uns immer satt essen, wenngleich das Essen im Vergleich zu heute sehr einfach war. Die Mutter teilte jedem sein Teil zu, Kartoffeln, Gemüse und Brot konnte man aber immer noch nachholen. Fleisch gab es meist nur an Sonn- und Feiertagen. Die Mahlzeiten wurden, abgesehen von unserer Verspätung durch die Schule, immer gemeinsam eingenommen und mit einem Gebet begonnen und einem Dankgebet beendet. Dem Frühstück folgte stets eine kleine Familienandacht, die der Vater hielt.
Des Abends vor dem Einschlafen kam immer ein Elternteil noch zum Beten an unser Bett. Wir lernten dabei Gott um Vergebung zu bitten für das, womit wir ihn oder jemanden anders betrübt hatten und auch zu danken für das was schön und gut gewesen ist. Natürlich kamen dabei auch unsere Bitten und all unsere Wünsche an ihn nicht zu kurz.

Die Mithilfe im Haushalt und Geschäft war für uns selbstverständlich. Wir sahen das ja auch bei den Eltern nicht anders. Mutti, die neben dem Vater die Seele des Geschäftes war, ging nach Geschäftsschluss oft noch in den Garten und hielt ihn auf dem Laufenden oder sie arbeitete noch im Büro. Viel Zeit verbrachte sie zwischendurch an der Nähmaschine, wo sie uns in der ersten Zeit noch alle unsere Kleider nähte und die Wäsche immer wieder in Ordnung brachte. Da es zu dieser Zeit noch keine Haushaltsmaschinen gab, war auch der Aufwand für die Reinigung der Kleidung und Wäsche sehr aufwändig. Man hatte eine Waschküche in welcher ein großer eingemauerter Kupferkessel über einer Feuerstelle hing. Darin wurde die Wäsche gekocht und über einem Waschbrett sauber gerieben und danach in mehreren großen Zinkwannen gespült und dann ausgewrungen und zum Trocknen auf die Leinen gehängt. Das war bei den schweren leinenen Betttüchern keine leichte Arbeit und der wöchentliche Waschtag war sicher der anstrengendste Tag in der Woche.

Da es zu dieser Zeit noch keine Tiefkühltruhen gab, wurde sehr viel in Vorratsgläsern eingekocht. Da standen dann weit über 100 Gläser mit Obst und Gemüse gefüllt im Keller. Das Weißkraut wurde im Herbst eingeschnitten, mit Salz gemischt und in großen Steinkrügen eingestampft, so hatte man Sauerkraut über den ganzen Winter. Im Herbst wurden auch die Zwetschenbäume abgeerntet und das Zwetschenmus (Latwerge) davon gekocht. Das war sehr aufwändig und wurde deshalb fast immer mit einem kleinen Freudenfest gefeiert. Dazu wurde der Kupferwaschkessel in der Waschküche gründlich gereinigt und das Mus darin gekocht. Hierzu lud man Freunde und Nachbarn ein, die mithalfen beim Entkernen und Rühren. Und bei frischem Zwetschenkuchen und Getränken gab es viel zu erzählen und manche Erinnerungen wurden ausgetauscht und Neuigkeiten kommentiert. Mit einem großen Holzrührer mussten die Zwetschen im Kupferkessel ständig gerührt werden. Das ging die ganze Nacht hindurch, bis das Mus am Morgen soweit eingedampft war, dass ein zäher fester Brei entstanden war, der dann in kleine Steinkrüge gefüllt wurde und über den Winter als Brotaufstrich diente. (Ich erinnere mich, dass bei einem solchen Anlass mein damaliger künftiger Schwager zum ersten Mal bei uns zu Gast war, und sich selbstverständlich in die Runde einreihte und eifrig, mit vielen lustigen Beiträgen, die Zwetschen mit uns entkernte).

Aus den Beeren und den Äpfeln im Garten wurde zusätzlich noch jedes Jahr Gelee gekocht, eine willkommene Abwechslung zur Latwerge. In jedem Haushalt wurden einige Zentner Kartoffeln eingekellert, die soweit nicht selber erzeugt, von den Bauern der Umgebung mit einem Pferdefuhrwerk angeliefert wurden. So war man für den Winter gerüstet. Südfrüchte gab es sehr selten, meist nur die Orangen um die Weihnachtszeit, die dann streng rationiert waren.

In meiner frühen Jugend gab es noch keine Badezimmer. Man wusch sich im Schlafzimmer am Waschtisch, wohin man zuvor das Wasser in einem Waschkrug aus der Küche holte. Gebadet wurde dann am Samstagabend in der Küche in einer eisenverzinkten Badewanne. Das Badewasser hierzu wurde auf dem gemauerten Küchenherd, der mit Holz und Kohle beheizt wurde, in einem großen verzinkten Topf heiß gemacht.
Da mein Großvater Bauunternehmer war, gab es in unserem Haus schon früh einige Toiletten, aber die waren immer abgeschlossen. Es gab ja noch keine Kanalisation und die Fäkalien wurden in eine große unterirdische Grube im Hof geleitet, von wo sie von den Bauern, wenn sie voll waren, abgeholt und auf ihren Feldern verteilt wurden. Das wäre bei der Benutzung der Wasserspülung in den Toiletten zu teuer geworden. So behalf man sich mit einer einfachen Holztoilette ohne Spülung im Hof.

Geselligkeit wurde in unserem Haus immer großgeschrieben. Da meine Mutter sehr musikalisch war, unterrichtete sie uns im Harmonium-, Flöte- und Gitarre spielen. Es wurde sehr viel gesungen, wozu sich auch immer junge Gäste einfanden. Vater fand sich oft bereit, Gesellschaftsspiele mit uns zu machen. Am liebsten spielte er Schach. Da er im Schachclub war, hatte er darin ein gutes Können, das uns noch fehlte, so machte uns dies oft weniger Freude.
Am Bescherabend (24.12.) nahm er uns gerne mit, wenn er noch einige arme Familien besuchte und ihnen Geschenke brachte. Erst danach kam dann immer unsere Bescherung. Die bestand meist aus notwendig gewordenen Kleidungsstücken. Fast immer bekamen auch unsere Puppen neue Kleider, die Mutti heimlich genäht hatte. Papa hatte uns eine Puppenküche und einen Kaufladen angefertigt, die jedes Jahr neu ergänzt wurden. Wir hatten eine frohe und zufriedene Kindheit.

Sonntags gingen wir oft, meist mit befreundeten Familien, in den Wald. Da wurden die Musikinstrumente mitgenommen und viel gesungen und auch Spiele gemacht. Die Gottesdienste wurden dabei nie vernachlässigt, ohne sie wäre es kein rechter Sonntag gewesen. Wenn meine Mutter in der Kirche die Orgel spielte, durften wir manchmal die Bälge treten. Das machten wir immer sehr gerne, da man von der Empore, wo die Orgel stand, so gut das Geschehen im Kirchenraum beobachten konnte. Wir empfanden unsere Tage als reich gefüllt, auch ohne Auto, Radio, Fernsehen und Computer, das ja alles erst viel später kam.
In Urlaub fuhren damals nur die ganz Reichen. Für uns war es immer eine Freude, wenn die Eltern uns in den Ferien zu unserer badischen Oma oder zu einer ihrer Schwestern auf den Bauernhof brachten. Das genossen wir besonders, weil wir, im Gegensatz zu daheim, bei der Oma die Marmelade so dick auf das Brot schmieren durften, wie wir es wollten.

Es begann unsere Schulzeit, da war absoluter Gehorsam und Disziplin angesagt. Es gab noch die Prügelstrafe und den Rohrstock. Unsere Eltern machten uns drei Schwestern den Besuch des Gymnasiums möglich. Das war damals für Mädchen noch sehr selten. Wir waren in meinem Jahrgang aus ca. 70 Schülerinnen nur zwei, die die Volksschule verlassen durften. Vom Gymnasium an habe ich keinen Rohrstock mehr gesehen.

Wirtschaftlich ging es auf eine Krise zu. Die Zahl der Arbeitslosen war 1931 schon auf 6 Mio gestiegen. Das ebnete dem Nationalsozialismus den Weg und führte mit Adolf Hitler in das Chaos. Zwar ging es anfänglich aufwärts. Die Wirtschaft erholte sich. Autobahnen wurden gebaut. Und mein Vater kaufte sich ein Auto. Es war das 5. Auto in unserem Ort mit damals ca. 8000 Einwohnern, wurde aber, mit Ausnahme von der Ferienfahrt zur Großmutter, nur für das Geschäft benutzt. Es ging scheinbar weiter aufwärts.

Die Stummfilmzeit begann und die ersten Radios wurden gebaut. Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ umkreiste die Erde.

Doch schon bald zogen dunkle Wolken durch das Land. Die Nationalsozialisten zeigten ihr wahres Gesicht. Wir wurden völlig einseitig informiert und in den persönlichen Freiheiten immer mehr eingeschränkt. Der Beitritt zum Bund Deutscher Mädchen wurde für uns Pflicht und die christlichen Jugendgruppen, die wir vorher besucht hatten, wurden verboten. Hinter vorgehaltener Hand hörte man von Konzentrationslagern, Bücherverbrennungen und es gab Rassengesetze, die die Menschen anderer Hautfarbe ausgrenzten. Waren die Nationalsozialisten am Anfang noch in ihren braunen Uniformen in die Kirche gegangen, so zeigten sie sich bald von ihrer wahren Seite. Unsere Kirche wurde zugenagelt und auch später das dazugehörige Gemeindehaus. Unser mutiger Pfarrer, Karl Grein, hielt daraufhin in seinem Pfarrhaus des Sonntags dreimal hintereinander Gottesdienst. Da saßen wir dann in seiner Wohnung und auf der Treppe und hörten auf seine ermutigenden Worte, sangen und beteten. Ohne Risiko war das nicht, denn das Pfarrhaus und die alle die aus- und eingingen, wurden beobachtet. Nur wenige trauten sich, etwas gegen die Regierung zu äußern und die es taten wurden eingesperrt. Ich erinnere mich, dass meine Mutter es oftmals abends wagte einen ausländischen Sender am Radio einzuschalten, um sich so über das, was wirklich in der Welt und im Land geschah, zu informieren. Das war streng verboten und hätte ihr die Freiheit gekostet, aber mein Vater stand während dieser Zeit immer am Tor und bewachte das Haus.

Dann kamen die 6 Kriegsjahre und mit ihnen die schweren Luftangriffe. Wir erlebten schlimme Tage und Nächte. Weil wir uns in Arheilgen meist in der Flugroute der feindlichen Flugzeuge nach Süddeutschland befanden, mussten wir viele Stunden im Luftschutzkeller verbringen. Es war immer sehr aufregend, wenn nachts die Sirenen heulten und man aus dem Bett in den Keller musste. Das dauerte meist viele Stunden. So kamen wir am anderen Morgen oft unausgeschlafen und müde zur Schule. Ich hatte in der Zwischenzeit die Wirtschaftsoberschule in Darmstadt besucht, die damals noch nicht die Möglichkeit zum Abitur bot. So meldete mich der Direktor dazu in Mannheim an mit der Möglichkeit eine Klasse zu überspringen. Das hätte mich meinem Ziel Handelsschullehrerin zu werden rasch näher gebracht. Jedoch, obwohl ich dort schon ein Zimmer bekommen hatte, musste ich darauf verzichten, weil die Bombenangriffe auf Mannheim verstärkt und so grauenvoll waren, dass die entbehrlichen Einwohner von dort evakuiert wurden. So blieb ich stattdessen daheim und arbeitete als Sekretärin bei Fa. Schenck in der Rüstungsindustrie. Dort war ich wenigstens sicher vor dem Zugriff durch die Nazis in den Krieg. Auch meine jüngste Schwester hatte Schwierigkeiten in ihrer Ausbildung. Sie wurde als Lehrerin in einen kleinen hinterwäldlerischen Ort ohne Bahnanschluss versetzt mit der Begründung, dass ihre Familie infolge ihrer christlichen Einstellung politisch unzuverlässig sei.

Das letzte Kriegsjahr war angebrochen, als es für mich zu einer entscheidenden Wende kam. Das war eine merkwürdige Führung. Nur einmal in meinem Leben habe ich einen Jubiläums-Gottesdienst in Heidelberg besucht und auch ein Ingenieur aus Ludwigshafen war nur ein einziges Mal dort. Wir kannten uns vom Sehen aus seiner Darmstädter Zeit und er kam auf mich zu und wir machten uns bekannt. Aus dieser Begegnung wurde schon nach einem halben Jahr unsere überaus glückliche 55 jährige Ehe. Wir hatten immer die Gewissheit, dass Gott es war, der uns auf so eine wunderbare Weise am Kriegsende zusammen geführt hatte. Auch mein Mann hatte schwere Einbußen durch die Hitlerregierung hinnehmen müssen. Gerade als er seine Ernennung zum Reichsbahninspektor bekommen hatte, wurde bekannt, dass er nicht mehr in der nationalsozialistischen Partei war. Er hatte damals zur Genehmigung der Beschäftigung als Beamter dort eintreten müssen. Seinen Verbleib konnte er aber später mit dem Gewissen nicht mehr verantworten. Um seiner Entlassung vorzubeugen, musste er deshalb seine Laufbahn aufgeben und kündigen. Er fand in der Privatindustrie einen neuen Arbeitsplatz, wurde aber bald darauf eingezogen. Von seinem Ausbildungsstandort aus wurde er, noch bevor er an die Front kam, aber wieder ausgewählt und zum besonderen Einsatz in die Heimat geschickt. Hier galt er als „unabkömmlich“ und konnte weiterhin als Zivilist bei der IG.-Farben (Buna II) in Ludwigshafen arbeiten, mit dem Auftrag Fabriken für die Herstellung von künstlichem Benzin zu konstruieren und zu planen, welches für die Wehrmacht dringend gebraucht wurde. In Ludwigshafen erlebte er in

steter Folge schwere Luftangriffe. Bei der versuchten Rettung der Bewohner eines brennenden Hauses wurde er selbst schwer verwundet und lag mit schweren Rippenbrüchen und einer Rauchvergiftung am Straßenrand, wo er am nächsten Morgen aufgesammelt und in ein Krankenhaus gebracht wurde. Der Krieg war längst auch in der Heimat angekommen.

Lichtblicke waren aber jetzt für uns, wenn er einen freien Sonntag hatte, seine Besuche bei uns in Darmstadt, die er manches Mal, wenn die Bahnlinien nachts wieder durch Bomben zerstört worden waren, mit dem Fahrrad hinter sich bringen musste. Doch leider war dies nur einige Wochen für uns möglich. Mittlerweile hatten auch die Nazis gemerkt, dass man den Krieg nicht mehr gewinnen konnte und nun mussten auch alle „unabkömmlichen“ Männer an die Front. Mein Mann wurde nach Koblenz einberufen. Während seiner kurzen Ausbildungszeit war es uns noch möglich , unsere Hochzeit zu arrangieren. Es konnten sogar noch die Schwiegereltern aus der Altmark dazu anreisen; das war in den letzten Kriegswochen nicht ohne Gefahr. Sie mussten mehrmals aus dem Zug aussteigen, und vor den angreifenden Tieffliegern im umliegenden Gelände Schutz suchen. Auch mit unseren Gästen mussten wir die Feier unterbrechen und Schutz im Luftschutzkeller suchen. Dennoch wurde es zwar eine einfache und doch eine dankbare Feier. Das Brautkleid bekam ich von meiner Schwester, die ein Jahr zuvor geheiratet hatte. Zwei Jahre später erhielt es dann die jüngste Schwester, die ja die kleinste war, und bei der es dann endgültig abgeschnitten werden konnte. Die schwarzen Schuhe wurden weiß angestrichen; man war gewöhnt zu improvisieren. Als eigene Wohnung hatten wir mein Schlafzimmer und damit ein Dach über dem Kopf. Das war in Darmstadt nicht selbstverständlich. Gerade einige Wochen zuvor war der große Luftangriff auf Darmstadt gewesen, wo 300 000 Bomben gefallen waren und fast die gesamte Innenstadt zerstört worden war. Es gab 70 000 Obdachlose und über 12 000 Bürger waren ums Leben gekommen. Als mein Mann und ich 8 Tage später durch die Stadt gingen lagen immer noch Tote auf der Straße, die einen teilweise völlig verkohlt und verbrannt und die andern, die durch Minen umgekommen waren, sahen noch fast so aus als würden sie leben. Der Krieg wurde immer schrecklicher. Schwer war dann der Abschied eine Woche nach unserer Hochzeit. Ich begleitete meinen Mann noch zu seiner Truppe nach Heidelberg, von wo es dann für ihn an die Front ging. Ein ganzes Jahr lang habe ich danach nichts mehr von ihm gehört. War er im Westen, wo die Amerikaner gelandet waren, war er im Osten, wo die Russen vorwärts marschierten und grausame Vergeltung übten?

Bei uns in der Heimat war die Situation durch den herannahenden Feind auch immer bedrohlicher geworden. Ich war für die letzten beiden Monate in den Odenwald zu meiner Schwester evakuiert, um ihr zur Seite zu sein und auch weil man sich dort sicherer glaubte. Aber gerade da hatte sich eine versprengte Truppe in das Tal hinein begeben und führte dort letzte erbitterte Kämpfe durch. Es war aussichtslos, aber hinter den Soldaten standen die eigenen Landsleute und zwangen sie, mit ihren eigenen Waffen zu den letzten verzweifelten Kämpfen. Keiner durfte sich ergeben und viele starben noch so sinnlos. Wir Zivilisten mussten unsere letzten Nächte mit meiner kleinen Nichte auf einem Kohlenhaufen in einem Gewölbekeller verbringen, bis dann endgültig Schluss war und die weißen Fahnen gehisst wurden. Der Krieg war zwar nun zu Ende, aber die Bahnlinien und die Postverbindungen waren noch völlig zerstört und wir konnten nichts vom Ergehen unserer Lieben daheim erfahren. Wir waren aber sehr besorgt um unsere Eltern. So machten wir uns mit dem Kinderwagen zu Fuß vom Odenwald über Bensheim auf den 35 km langen Weg nach Darmstadt und waren erleichtert, daheim alles wohlbehalten anzutreffen.

Endlich kam überraschend ein durchgeschmuggelter Brief als „Lebenszeichen eines Kriegsgefangenen“ von meinem Mann bei mir an. Wenige Wochen danach, wir konnten es kaum fassen, kam er selbst nach einer achttägigen abenteuerlichen Flucht aus Frankreich wieder gesund nach Hause. Das war ca. 1/2 Jahr nach Kriegsende und eigentlich ein echtes Vorrecht, denn viele Soldaten mussten noch eine sehr lange Zeit in Gefangenenlagern verbringen. Wir waren Gott für all seine Hilfe und Bewahrung von Herzen dankbar und unser gemeinsames Leben konnte beginnen.
Arheilgen war von den Bombenangriffen nahezu verschont geblieben.

Meine Schwestern waren ausgezogen, so konnten wir uns eine kleine Wohnung einrichten. Es gab Bezugscheine für Kleidung, Essen und Wohnung. Mein Mann war jetzt voller Ideen, um beim Wiederaufbau zu helfen. Nach kurzer Zeit machte er sich selbstständig, zuerst mit Artikeln für den Haushalt. Da es ja an allem Nötigen fehlte, war der Absatz immer gewährleistet. Schon verhältnismäßig bald kam es, weil es in Hessen an Kinderwagen fehlte, zum Beginn der Kinderwagenherstellung. Von Anfang an konnte ich ihm im Kaufmännischen zur Seite stehen und wir durften so, nach all den notvollen Jahren, eine gesegnete und frohe Zeit miteinander erleben. Mein Mann verstarb 2000 im Alter von 88 Jahren. Jetzt führt mein ältester Sohn die Firma und schon stehen die Enkel bereit, um den Betrieb, der heute hauptsächlich als Autozulieferer tätig ist, weiter zu führen. Ich bin nun 85 Jahre alt und blicke zurück und kann nur aufrichtig „Gott sei Dank“ sagen.

Landeskirchliche Gemeinschaft - Stadtmission
Meine Erinnerungen (Ruth Diedrichs geb. Fritz)

Am Ende des ersten Weltkrieges gab es in Arheilgen praktisch nur zwei Hauskreise. Der größere Kreis war eine Hausversammlung von Gläubigen mit Jakob Schmitt als Leiter. Er war auf seiner Wanderschaft in Württemberg mit den Hahn'schen Pietisten in Berührung gekommen und brachte neues erweckliches Leben mit nach Arheilgen. Die Versammlungen fanden zu seinen Lebzeiten auch in seinem Hause in der heutigen Darmstädter Straße 14 statt. Der zweite Kreis, der aus der Hausversammlung erwachsen, und eng mit ihm verbunden war, war ein Blaukreuzkreis. Er ging mit großem Eifer den Alkoholabhängigen nach.
Meinem Vater, Karl Fritz 2., war es nach der Rückkehr vom Krieg ein Anliegen, dass auch in Arheilgen, wo man bisher von den Predigern der Stadtmission Darmstadt betreut wurde, eine eigenständige Gemeinschaftsarbeit entstand. So wurde 1919 ein Vorstand gegründet mit den bewährten alten Brüdern aus den bisherigen Kreisen. Man konnte auch die Diakonisse Marie Hölscher, die damals vom Elisabethenstift her kommend, ihren sehr gesegneten Dienst in Arheilgen tat, zur Mitarbeit gewinnen. Die Versammlungen wurden nun in das Gemeindehaus der Kirche (Auferstehungsgemeinde) verlegt und die Arbeit blühte sofort auf. Im Jahr 1926 konnte man einen eigenen Prediger (Gottfried Menne von der Liebenzeller Mission) einstellen.
Soweit meine Erinnerungen zurückreichen, betraf das zunächst meine Teilnahme an der Kinderstunde, die in der Küche des Bauernhauses von Frau Wannemacher (der Ururgroßmutter von unserem Mitarbeiter Carsten Porth) in der heutigen Straße „Nach dem Wieschen Nr.1" stattfand. Dort versammelten sich bis zu 20 Kinder, Nachbarskinder oder Kinder von Gemeinschaftsleuten. Wir nahmen gerne daran teil.
Sonntags fand die Gemeinschaftsstunde nachmittags um 15 Uhr statt. Es kamen wohl so 30 - 40 Personen zusammen; immer die gleichen Leute. Auch der Verlauf der Zusammenkünfte war stets gleichbleibend: Ein Lied oder zwei, Gebet, Predigt, Lied und Segensvers. In der Regel wurde alles von Prediger Menne gestaltet. Meine Mutter begleitete den Gesang auf dem Harmonium.
Eine Jungschar gab es damals noch nicht. Wir nahmen aber an den Veranstaltungen der kirchlichen Jungend teil. Nach der Konfirmation gingen wir in den Jugendbund, der in der Küche des Predigers in Wixhausen stattfand. Dazu trafen wir uns am Abend vorher in Arheilgen in kleinen Gruppen und liefen dann gemeinsam mitten auf der Landstraße nach Wixhausen und natürlich später wieder zurück. Da damals noch nicht so viel Verkehr war, hakten wir uns ein und in einer langen Reihe erzählten wir uns und sangen dabei. Das wurde uns eigentlich nie langweilig oder lästig. In den Jugendstunden wurde gesungen und Gottes Wort gelesen und darüber ausgetauscht. Wir benutzten dabei die Lichtstrahlen, ein Bibelleseplan des EC. Die Einleitungen zum Thema wurden abwechselnd von den Teilnehmern oder auch von Bruder Menne gehalten. Erfrischungen oder Gebäck wurde nie angeboten, aber Frau Menne verstand es sehr gut ein angenehmes persönliches Klima zu schaffen. Einmal im Monat, am Sonntagvormittag, hatten wir eine so genannte Weihestunde.
Meine Eltern luden öfter die Jugend in ihr Haus ein. Das waren fröhliche Treffen, wo viel gesungen wurde. Mutti, Mathilde Fritz, hatte inzwischen einen Gitarrenchor gegründet. Da wurde gerne und eifrig geübt. An manchen Sommersonntagen, wanderte die „Gemeinschaft", so nannte man kurz die Versammlung, mit dem Jugendbund in den Wald und feierte dort den Gottesdienst. Anschließend wurde gerne Schlagball gespielt.

In der Gemeinschaft gab es bald auch einen Chor, der zu den Jahresfesten, den Feiertagen oder bei Evangelisationen sang. Nicht alle Sänger waren begabt, doch es schien allen Freude zu machen.
In den 20er/30er Jahren nahmen wir meist bei den größeren Veranstaltungen, wie z.B. bei „Philadelphiakonferenzen“, in der Stadtmission Darmstadt Mitte teil. Gerne wanderten wir auch nach Braunshardt zu den Versammlungen von Lehrer Spamer.
In dieser Zeit tat auch die Diakonisse Marie Hölscher ihren gesegneten Dienst in Arheilgen. Sie sammelte im Kleinkindergarten an der Bachstraße junge Mädchen und Frauen zu Bibelstunden und übte großen Einfluss in Arheilgen aus. Durch den Kindergarten und die Krankenpflegedienste, die von ihrer Station aus versehen wurden, hatte sie viele Möglichkeiten in die Häuser zu kommen. Die Segensspuren ihrer Arbeit finden wir noch heute bei den Besuchern unseres Seniorentreffs.
Ein besonderes Anliegen meines Vaters war, dass auch die Nachbarorte mit dem Evangelium erreicht werden sollten. So fanden meist auf seine Initiative nacheinander dort Evangelisationen in Gasthäusern oder der Kirche statt. Da waren wir alle stets mit dabei, verteilten Blätter, luden ein und sangen mit dem Gitarrenchor und dem Chor. So konnten dann in Wixhausen, Langen, Braunshardt, Worfelden, Weiterstadt, Gräfenhausen, Egelsbach, Erzhausen, Groß-Gerau, Büttelborn und vorübergehend auch in Dornheim, Leeheim und Götzenhain Gemeinschaften gegründet werden. Das war eigentlich ein richtiger Aufbruch in jener Zeit. Das konnte natürlich ein Prediger nicht alleine betreuen, obwohl Bruder Menne sonntags manchmal 3 Predigtdienste versah. Deshalb halfen dann Laienbrüder, die Kreise zu betreuen. Es waren meist größere Hauskreise. In Langen und da, wo die Gemeinschaften größer waren, traf man sich in kirchlichen Räumen. Mein Mann, Helmut K. Diedrichs, war meist in Langen eingeteilt und fuhr stets, wie auch zu den anderen Kreisen, mit dem Fahrrad zu diesen Diensten. Der Einsatz von Bruder Menne über lange Jahre war sehr beachtlich. Ich glaube nicht, dass er viele freie Tage hatte. Dann kam der 2. Weltkrieg und alle Aktivitäten waren eingeschränkt.

Nach Kriegsende gab es vermehrt eine Offenheit für die Verkündigung des Wortes Gottes. Wegen der zunächst eingeschränkten Bewegungsmöglichkeit traf sich der Arheilger Teil des Jugendbundes in unserem Haus, Frankfurter Landstr. 199. Wir versammelten uns in Mutters großer Küche, die oft kaum für alle Platz bot. Es gab sogar Sitzplätze auf dem Herd und auf der Nähmaschine. Von da an wurde der Jugendbund in Arheilgen selbständig von meinem Mann geleitet. Ab und zu kam auch noch Bruder Menne. Wir suchten neue Wege um Fernstehende zu erreichen. Besonders ein von uns eingeübtes Theaterstück mit sehr schönen selbst angefertigten Kulissen, ist mir da noch in Erinnerung. Es handelt sich um das Spiel aus der Zeit des Apostels Paulus: „Die Tochter des Demetrius.“ Da das Gemeindehaus die Besucher nicht fassen konnte spielten wir es zweimal im jeweils überfüllten Saal. Es hatte eine klare biblische evangelistische Aussage und erhielt viel Beifall. Insgesamt haben wir es 10 -12 Mal aufgeführt, zum Teil in öffentlichen Lokalen oder in kirchlichen Räumen. Aufführungen in Eberstadt, Langen, Hofheim, Wixhausen, Groß-Gerau, Nieder-Ramstadt und in der Martinsgemeinde Darmstadt, wo wir ebenfalls ein zweites Mal spielten, sind mir noch in Erinnerung.
Auch in der Gemeinschaft kam es zu neuen Aktivitäten. Der Evangelist Hans Metzger (Bruder des ehemaligen Darmstädter Oberbürgermeisters Ludwig Metzger) hielt 1946 eine gesegnete Zeltevangelisation, bei der 9 oder 10 Jugendliche aus unserem Kreis, darunter auch mein Schwager Willi Euler, der später auch lange Zeit im Brüderrat (Gemeindeleitung) war, eine Entscheidung für Jesus trafen.
Doch nach einigen Jahren stagnierte der Besuch der Versammlungen und wurde sogar rückläufig. Der Wiederaufbau nahm viele Menschen in Anspruch und später lockten die Annehmlichkeiten des verbesserten Lebensstandards viele vom Besuch der Versammlungen weg. In dieser Zeit wurde meine Mutter zu einer Freizeit der Aidlinger Schwestern eingeladen. Sie kam ganz beglückt zurück, um mit neuer Freude dem Herrn zu dienen. Nach und nach fuhren auch andere Mitglieder zu diesen Freizeiten und kamen gesegnet zurück. Einige Male bezahlten Mitglieder für andere diese Freizeiten. Eine Ausgabe, die sich jedes Mal lohnte und die Teilnehmer im Glauben weiter brachte. Nacheinander kamen auch einige Aidlinger Schwestern zu Bibelwochen zu uns, die zur Vertiefung

des Glaubens mitwirkten. Die Besucherzahlen dürften sich damals wohl auf 35 - 45 belaufen haben, bei Evangelisationen oder Sonderveranstaltungen verdoppelten sie sich jeweils. Es mögen auch manchmal über Hundert gewesen sein. In dieser Zeit fand auch Else Kunz und wenig später auch ihr Mann, die später eine große Stütze in der Arbeit der Stadtmission wurden, durch den Dienst einer Aidlinger Schwester zum Glauben.
Die offizielle Bibelstunde war im Hause Brunner mit nur ca. 8 - 10 Besuchern. Es waren fast ausschließlich ältere Leute. Ich war und blieb die einzige jüngere unter ihnen.
Im Brüderrat hatte man erkannt, dass es wichtig zur Neubelebung sei, dass auch andere Gottesmänner eingeladen würden. Bruder Menne war 25 Jahre in Arheilgen tätig und es schien, dass er nicht mehr in der Lage war, der Gemeinschaft zu neuem Leben zu verhelfen. So versuchte man mit Gastrednern auszugleichen. Hier tat insbesondere der ehemalige Offizier Henß aus Wiesbaden gesegnete Dienste. Wohl jedes Mal kamen durch seinen Einsatz Menschen zum Glauben. Ein besonderer Abend mit ihm ist mir unvergesslich geblieben. Nach seiner eindringlichen Predigt schloss er mit den Worten, die nach meiner Erinnerung wie folgt lauteten: „Und du Johannes Schmitt, oder wie du auch heißt, du musst dich auch noch bekehren!“ Er wusste nicht, dass ein Johannes Schmitt an diesem Abend als Gast unter uns war. Diesen aber trafen die Worte so sehr, dass er am selben Abend noch zurückblieb und sein Leben an Jesus Christus übergab. Er war schon ein alter Mann und ging wenig später heim.
Es schien, als ob es dem Teufel nicht gefallen würde, dass es nun wieder zu einer frohen Neubelebung kam. Es kam zu Differenzen in der Einschätzung der Dienste der auswärtigen Geschwister. Vielleicht war man damals im Verband etwas einseitig in der Einschätzung von vermeintlich pfingstlerischen Strömungen, weil man auf einige negative Erfahrungen zurückblickte. (*Exkurs: Im Verband waren zu dieser Zeit mit Ausnahme der Stadtmission Darmstadt, nur Prediger von Bad Liebenzell tätig. In der Liebenzeller Mission hatte man gerade erleben müssen, wie der damalige Leiter in eine unnüchterne Linie geraten war und man sich von ihm trennen musste. Die neue Leitung danach war dadurch extrem einseitig nach der anderen Seite)* Bruder Menne war möglicherweise dadurch beeinflusst und fing an, Material gegen die Einsätze der Dienste der Aidlinger Schwestern und von Bruder Henß zu sammeln. Die Aidlinger waren damals noch eine verhältnismäßig junge Schwesternschaft und in unserer Gegend wenig bekannt. So wurden die neuen Aufbrüche von ihm als „pfingstlerisch“ abgetan und er sammelte im Verband Stimmen gegen die Geschwister in Arheilgen, was letzten Endes zur Trennung führte. Man beschuldigte die verantwortlichen Brüder, in eine pfingstlerische Richtung abgeglitten zu sein und Prediger Menne verkündigte eigenmächtig ihren Ausschluss aus der Gemeinde.
Die Gemeinschaft Arheilgen wurde dadurch eigentlich gegen ihren Willen selbständig und versammelte sich fortan im Gemeinschaftsraum der Firma Diedrichs KG, Frankfurter Landstr. 199, im Dachgeschoß. Der gesamte Vorstand einschließlich des Vorsitzenden mit Ausnahme von zwei Brüdern und der weitaus größere Teil der Mitglieder blieb in der so neu entstandenen Gemeinschaft. Zunächst entstand aber eine Depression und manche waren betroffen und konnten sich nicht gleich entscheiden. So war es zunächst ein Neubeginn im kleinen Kreis. Aber es war ein gesegneter Neubeginn. Neue Besucher kamen hinzu und auch alte, bisher Unentschlossene, kamen dazu.
Inzwischen war man an die 1951 so neu entstandene Gemeinschaft, mit der Bitte um Änderung des Namens herangetreten, da es anscheinend Verwechslungen mit dem alten Kreis gab, der, wenn auch sehr klein, doch weiterhin bestand. Von da an nannte man sich „Stadtmission Arheilgen“, eine Änderung, die eigentlich unseren Wünschen sehr entgegengekam.
Der Raum, in dem wir uns anfänglich nur um seinen großen Tisch versammelten, so dass der bescheidene kleine Kreis nicht so sichtbar wurde, füllte sich und wollte nicht mehr ausreichen. So traf es sich, dass man nach dem Umzug der Firma Diedrichs KG nach Wixhausen, deren große Produktionsräume im Obergeschoß übernehmen, sie neu herrichten und zu einem großen teilbaren Versammlungsraum umbauen konnte.

Mit dem 1951 neu berufenen ersten Prediger Gärtner von der Bibelschule Beatenberg hatte man wieder einen Bruder gefunden, der mit Engagement und Liebe seinen Dienst versah. Die Zahl der Besucher wuchs und der Eifer für Jesus gewann Raum in vielen Herzen. Man suchte nach neuen Wegen, um Außenstehende zu erreichen. Bruder Gärtner hatte die Idee, eine freundlichere Atmosphäre zu schaffen, in dem man sich in regelmäßigen Zeitabständen zu Kaffee und Kuchen traf. In Eigenregie wurden 10 - 12 runde Tische zum Zusammenklappen gebaut, für jeweils nur 8 Personen, um bessere Gespräche zu ermöglichen. Das hatte sich als vorteilhaft erwiesen und wurde gerne angenommen.
Gelegentlich fuhren einige Gruppen nach Beatenberg, wo Frau Dr. Wasserzug mit ihren Mitarbeitern gute Vorträge hielt. In ihren Wortauslegungen machte sie uns die göttliche Inspiration und die Unverbrüchlichkeit des Wortes Gottes besonders wichtig. Damals entschloss sich eine Jugendbündlerin dort eine Ausbildung zu machen. Es kamen auch einige Brüder, die mit diesem Werk verbunden waren, zu uns in die Gemeinde. Zuerst der junge amerikanische Evangelist Bob Taylor und später der holländische Pfarrer von Penns. Von Beiden wurden wir gesegnet und unser Blick auch auf das weltweite Geschehen gerichtet.
Zur inneren Vertiefung der Gemeinde trug später in besonderer Weise der Mennonitenprediger, Oberforstmeister a.D. Kremer bei, der jährlich zu einer Glaubenskonferenz zu uns kam. Die Jugend hatte es etwas schwer mit ihm, da er etwas gesetzlich erschien, aber er hat uns ganz klar den Weg der Heiligung gezeigt. Er betonte sehr, dass eine Bekehrung ohne Buße, nur mit dem Verstand nicht genügend sei und man sich deshalb noch einmal gründlich bekehren, und zur Wiedergeburt kommen müsse. Auch mir persönlich hat eine gründliche Aussprache mit Schuldbekenntnis sehr geholfen. Ich erlebte es danach deutlich, dass die Bibel, die ich bisher immer aus Pflicht gelesen hatte, mich plötzlich ansprach und zu mir redete. Das ist mir bis heute so geblieben.
In dieser Zeit (1957) übernahm die Stadtmission Arheilgen auch die Trägerschaft des Kindergartens von Marie Büttner in Kranichstein. Im Zuge dessen wurde sie Mitglied der Inneren Mission (später Diakonisches Werk).
Zwei hervorragende Mitglieder standen der Stadtmission in dieser Zeit zur Verfügung. Durch Zuzug kam Lehrer Adam Heß nach Arheilgen. Er beteiligte sich gerne am Predigtdienst, machte viele Hausbesuche, stand jedem mit Rat und Tat zur Verfügung und betreute die Schwachen. Dann war da meine Patin, die frühere Oberin vom Schülerheim Neukirchen, Diakonisse Auguste Fritz, in ihren Ruhestand nach Arheilgen gekommen und setzte sich nach Kräften ein. Ihr besonderes Engagement galt dem Büchertisch. Sie spendete ihren Acker als Grundstock für die Errichtung eines eigenen Gebäudes für die Stadtmission.
Die Bibelstunde fand mittwochs abends statt mit ca. 15-20 Besuchern. Gebetsstunde war am Sonntagmorgen um 9 Uhr mit ca. 8-12 Besuchern. Anschließend ging man dann noch zum Gottesdienst in die Kirche und am Nachmittag zur Gemeinschaftsstunde.
Doch zurück zu Bruder Gärtner. Er bekam einen Ruf in die Mission und ging nach Spanien, wo er später mit dem Gründer des Evangeliumsrundfunkes (ERF), Paul Freed, zusammentraf. Dieser gewann ihn für den ERF, wo er zunächst in Tanger mitarbeitete und dann später in Deutschland Mitbegründer des Evangeliumsrundfunks, und dessen erster Leiter war.
Bevor er nach Spanien ausreiste, waren wir von Beatenberg aus in den Taunus in einen Kreis von Pfarrer Bremer, eingeladen worden, wo Frau Dr. Wasserzug sprach. In Beatenberg war kurz zuvor im kleinen Kreis die Deutsche Missionsgemeinschaft (DMG) gegründet worden. Nun suchten die Gründer nach Mitarbeitern und Mitgliedern, die die Sache verantwortlich tragen würden. In diesem Zusammensein im Taunus wurde uns das Anliegen der Mission als dringender Auftrag vorgestellt und es wurde um Mitglieder geworben. So kam es gleich ganz zu Anfang zur Mitarbeit der Stadtmission in der DMG, wo bis heute noch Mitglieder der Stadtmission (Willy Dingeldein, Helmut K.Diedrichs, Gerhard Wilhelm, Helmut W.Diedrichs, jun. und Egbert Terlinde) im Vorstand bzw. Missionsrat tätig sind. So ergab es sich fast von selbst, dass Bruder Gärtner der erste Missionar der DMG wurde.

Nachdem Bruder Gärtner die Stadtmission verlassen hatte, kamen nacheinander, Paul Ott und Heini Weber von Beatenberg als Prediger zu uns, bis nach einem kurzen Intermezzo eines Liebenzeller Bruders, 1963 vom Brüderrat junge Brüder aus dem Brüderhaus Tabor berufen wurden. Bruder Ott war sehr musikalisch. Soweit ich weiß, war es in dieser Zeit, dass wir anfingen monatlich einmal mit dem Chor im städtischen Krankenhaus zu singen und Traktate zu verteilen. Mitunter sangen wir auch im Altersheim Einsiedel oder in einem anderen Krankenhaus. Auch Bruder Ott ging nach zwei Jahren mit der DMG in die Mission nach Japan. Bruder Weber folgte ebenfalls nach vier Jahren einem anderen Ruf, nämlich dem als Lehrer zur Mitarbeit in die Bibelschule Bergstraße (später Bracke), mit der wir als Gemeinde ein freundschaftliches Verhältnis pflegten. Aus der Verbindung mit dieser Schule sind mir besonders noch die gesegneten Dienste der amerikanischen Brüder Parschauer und Classen in Erinnerung.
Bei einer Evangelisation 1955, die Bruder Parschauer mit unserer Gemeinde in Schneppenhausen, dem Heimatort von Familie Heinrich Kunz hielt, kamen Ernst Hoffmann und später auch seine Frau Gretel zum Glauben. Er war lange Jahre Brüderratsmitglied und tat auch als Laienprediger einen gesegneten Dienst.
Eine Evangelisation in Geinsheim 1956 erwies sich als sehr schwierig. Die Kirche arbeitete dagegen. Doch ein junger Mann blieb fest und ging später auf die Bibelschule Bergstraße, um dem Herrn zu dienen.
1957 war mit Werner Bürklin (Jugend für Christus) eine gesegnete Evanglisation in Messel. Mit manchmal Tränen in den Augen ermahnte der junge Bruder die Leute, ihr Leben Jesus zu übergeben. Seitdem wurden dort Bibelstunden gehalten und es kamen Menschen zum Glauben. Da war es dann besonders das Haus Turowski, das den Herrn Jesus annahm, zur Mitarbeit bereit war, und sich verantwortlich für den neu entstandenen Kreis zur Verfügung stellte.
Diese drei Evangelisationen fanden während der Zeit von Prediger Heini Weber statt, der mit Eifer sich ganz dafür einsetzte und auch die Gemeindeglieder und die Jugend zur Mitarbeit motivierte. Durch ihn wurden diese Kreise gefestigt und besonders unter der Jugend in Arheilgen und auch in Gronau ein guter Grund gelegt. In dieser Zeit ging ein weiterer Jugendbündler von uns nach Beatenberg zur Bibelschule.
Mit Bruder Christian Faust kam dann 1966 der erste „Marburger Bruder“ nach Arheilgen. Während seiner Zeit, konnte die Stadtmission endlich ihren lang ersehnten Traum nach einem eigenen Zuhause wahr machen. Mein Mann hatte in der heutigen Darmstädter Straße regelmäßig Blätter verteilt und die Leute in ihren Häusern besucht. Da wohnte auch Frau Dieter, die gerne mit ihm sprach. Eines Tages bot sie ihm, da sie Bargeld benötigte, einen Teil ihres Grundstückes zum Kauf an. Da stand noch eine uralte Scheune darauf, die abgerissen werden musste. Das geschah nach Kauf des Grundstückes von Seiten der Stadtmission in Eigenleistung. Viel Dreck musste dabei geschluckt werden. Aber alle nahmen das gerne in Kauf, hatte man doch nun die Aussicht bald in eigene Räume zu kommen. Zunächst konnte allerdings wegen des Fehlens eines neuen Bebauungsplanes nur eine Behelfsunterkunft erstellt werden. Wir fanden eine gut erhaltene Baracke des damaligen Reichsarbeitsdienstes, die wir fast ausschließlich in Eigenhilfe aufstellten und mit einem kleinen Anbau und einer Küche versahen. Es wurde ein gemütlicher Raum, in dem wir bis zu unserem Umzug in das heutige Stadtmissionsgebäude in der Römerstraße 34 viele gesegnete Jahre erlebten. Die festliche Einweihung fand 1962 mit Pfarrer Dr. Klinke, Berlin und anschließend einer Bibelwoche von Pfarrer Neidhardt statt. Der Saal war überfüllt und die Freude bei allen übergroß.

Die Evangelische Stadtmission Darmstadt-Arheilgen

Die Ev. Stadtmission ist ein gemeinnütziger Verein innerhalb der Evangelischen Landeskirche. Sie bietet ein breites Spektrum an Kinder- und Jugendarbeit, Familienbegleitung, Seniorentreffs mit Seniorenbetreuung und Therapeutischer Seelsorge. Sie kann in all den verschiedenen Aufgaben auf eine beträchtliche Anzahl von ehrenamtlichen Mitarbeitern zurückgreifen.
Die beiden hauptamtlichen Prediger und der Unterhalt des Gemeindehauses werden ausschließlich durch Spenden finanziert. Sie arbeitet völlig selbständig und unabhängig. Es besteht jedoch ein Rahmenvertrag mit der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau (EKHN), der sie berechtigt, kirchliche Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen, Beerdigungen usw. durchzuführen. Sie versteht sich nicht als Konkurrenz, sondern als moderne Ergänzung zur traditionellen Kirche und bietet auch Nichtkirchenmitgliedern eine geistliche Heimat.
Um der Vereinzelung und Vereinsamung der Menschen entgegenzuwirken, betrachtet die Stadtmission es als eines ihrer Hauptziele Gemeinschaft und frohes Miteinander zu schaffen. Dies geschieht vorwiegend in Hauskreisen sowie durch Besuche bei Kranken und Senioren. Ihre wichtigste Aufgabe bleibt jedoch die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus, um Menschen wieder in Verbindung mit dem lebendigen Gott zu bringen.
Ihren direkten Auftrag dazu nimmt sie aus dem Wort Gottes. Das Wort Gottes macht deutlich, dass Einheit und Liebe der Menschen untereinander wichtig sind. Auch Dr. Martin Luther sah diese Notwendigkeit schon zu seiner Zeit, was aus folgendem Zitat deutlich wird:
„..*sondern diejenigen, so mit Ernst Christ sein wollen und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten sich mit Namen einzeichnen und irgendwo in einem Haus allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andere christliche Werke zu üben.*“
Dies fanden auch schon um 1830 einige Bürger von Arheilgen. Sie versammelten sich zuerst in der Felchesgasse 13 im Hause von Hans Weber zu einem aktiven Bibelgesprächskreis, der sporadisch von den Wanderpredigern der Herrnhuter Brüdergemeine betreut wurde. Durch sie entstand 1849 eine große christliche Bewegung, die überaus aktiv für ihren Glauben war. Ein junger Pfarrvikar unterstützte diese Gruppe und wirkte auch in den kirchlichen Gottesdiensten in großem Segen. Als dieser 1850 abberufen werden sollte, demonstrierten tausend Arheilger für ihren Vikar vor dem Darmstädter Schloß. Diesem Ereignis verdanken alle Arheilger den Kosenamen „Mucker“.
Aus dieser Bewegung entstanden 1856 die Musikgemeinschaft und 1883 der Kindergarten der heutigen Auferstehungsgemeinde und schließlich 1951 die Ev. Stadtmission Da-Arheilgen e.V..
Auch in den Nachbarorten Wixhausen, Groß-Gerau, Gräfenhausen, Weiterstadt, Braunshardt, Egelsbach, Messel, Offenthal entstanden Neugründungen von Arheilgen aus.

Die Stadtmission ist mit diesen Gemeinden dem Starkenburger Gemeinschaftsverband und damit auch dem Gnadauer Gemeinschaftsverband angeschlossen, und ist Mitglied des Diakonischen Werkes.

Der Hauskreis der Senioren

Gerade in der Phase des Ruhestandes ist es uns wichtig dem Alleinsein und der Vereinsamung entgegenzuwirken. Deshalb versäumen auch die Teilnehmer dieses Treffs ohne zwingenden Grund das Zusammensein in der privaten Atmosphäre selten. Wir genießen den Austausch im kleineren überschaubaren Kreis, nehmen teil an unseren Freuden und Leiden, berichten von unseren Erlebnissen und Reisen, trösten und ermutigen uns, und helfen uns auch mitunter mit guten Ideen wieder auf die Sprünge. Natürlich kommen dabei auch die Begrenzungen und Gesundheitsprobleme des Alters zur Sprache; doch wir versuchen immer diesen Teil nicht zu sehr auszuweiten und uns am Positiven zu ermutigen.

Letzteres gelingt uns am besten durch das Weitergeben der Erfahrungen mit Gott in unserem Leben und durch das Hören auf sein Wort. Nach einem lockeren Miteinander bei Kaffee und Kuchen ist uns der Austausch über das Wort Gottes besonders wichtig und nimmt auch den entsprechenden Raum in unseren Zusammenkünften ein. Das hilft uns im Glauben zu wachsen und auch den Weg zu Jesus Christus zu finden.

Es freut uns, dass aus unserem Kreis auch immer wieder persönliche Freundschaften entstehen, und man auch manches gemeinsam unternimmt und sich gegenseitig mit Hilfeleistungen zur Seite steht. Gemeinschaft ist uns allen wichtig, dass niemand übersehen wird und wir füreinander da sind. Da war es uns wiederholt schon gegeben, dass wir Freunde bis zur letzten Wegstrecke begleiten konnten.

Soweit von unserem Hauskreis!